Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Telephon Nr. 55. **Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise Neuß und Grevenbroich** Telephon Nr. 55.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint tägl. mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Als Gratisbeigaben täglich das Unterhaltungsblatt „Der Hausfreund", wöchentlich die landwirtschaftliche Beilage „Rhein Bauernfreund" und das St. Quirinusblatt. — Preis pro Quartal in Neuß durch Boten in's Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.50. Das Illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 15 Pfg. pro Quartal beigegeben. — Die Zeitung kann auch pro Monat à 50 Pfg. abonniert werden. —

Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und haben bei dem kaufkräftigen Lesepublikum unseres Blattes die beste Wirkung. Preis für die neungespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg., außerhalb der Kreise Neuß u. Grevenbroich 20 Pfg., für die viergespaltene Reklamezeile 70 Pfg. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 6½ Uhr abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Annahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen. Expedition: Neuß, Niederstraße 46.

Nr. 200. | Redaktion Jos. Grunau. | Montag, 14. April 1913. (Lidwina, Tiburtius.) | Rotationsdruck und Verlag der Gesellschaft f. Buchdruckerei, Neuß | 40. Jahrgang.



Felix

durch Gottes Barmherzigkeit und des heiligen Apostolischen Stuhles Gnade

Erzbischof von Köln,

desselben Apostolischen Stuhles geborener Legat, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes,

entbietet allen Gläubigen der Erzdiözese Gruß und Segen im Herrn.

Vielgeliebte Erzdiözesanen!

Acht Monate sind verflossen, seit oder von euch so inniggeliebte und hochverehrte Oberhirt Kardinal Antonius Fischer von euch geschieden ist. Den Hirtenstab, der seinen unermüdlichen Händen entsunken ist, hat der Heilige Vater Pius X. in meine Hand gelegt, nachdem das hochwürdige Metropolitankapitel mich unter Zustimmung Sr. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers und Königs zum Nachfolger des hochseligen Herrn Kardinals gewählt hat. Heute bin ich zum erstenmal als euer neuer Oberhirt in den herrlichen Kölner Dom eingezogen und habe den altehrwürdigen Erzstuhl bestiegen, den so viele heilige und apostolische Männer mit dem Glanz ihrer Tugenden geschmückt haben. Da drängt es mich, mein erstes Hirtenwort an euch zu richten und aus tiefstem Herzensgrund euch als meine geliebtesten Diözesanen zu begrüßen. Mit den Worten des hl. Paulus rufe ich euch zu: „Gnade euch und Friede von Gott dem Vater und unserem Herrn Jesus Christus" (Gal. 1, 3.).

Ihr alle, teure Erzdiözesanen, steht unter dem besonderen Schutz der unbefleckt empfangenen Gottesmutter, der himmlischen Patronin der Erzdiözese — und euer großartiger Dom ist dem Apostelfürsten Petrus geweiht. Das war und ist mir ein überaus freudiger und tröstlicher Gedanke. Zur lieben Gottesmutter habe ich von Kindheit an eine besondere Liebe und Verehrung getragen, in allen Nöten und Bedrängnissen meines Lebens habe ich stets zu ihr meine Zuflucht genommen — namentlich auch in der letzten für mich so ernsten Zeit, und auch jetzt, nachdem ihres göttlichen Sohnes Wille mich hierher geführt hat, setze ich auf sie ein unerschütterliches Vertrauen.

Dem hl. Petrus ist euer Dom geweiht, demjenigen, auf den der Herr selbst seine Kirche gebaut hat, demjenigen, dessen Schüler nach alter Ueberlieferung die Kölner Kirche gegründet hat, demjenigen, der in seinen Nachfolgern noch heute das Haupt und der Mittelpunkt der ganzen Kirche ist, mit dem alle Glieder derselben, Bischöfe und Gläubige, stets in unverbrüchlichem Gehorsam und unwandelbarer Liebe verbunden sein müssen, dem auch ich Gehorsam und Treue bis zu meinem letzten Atemzuge geschworen habe und von dem nichts auf Erden mich jemals trennen soll. Und doch, indem ich des hl. Petrus gedenke, tritt vor meine Seele eine ergreifende Szene aus seinem Leben, die uns der hl. Johannes am Schlusse seines Evangeliums (21, 15 ff.) erzählt. Dreimal fragt der Heiland den hl. Petrus: „Liebst du mich? Liebst du mich mehr als diese?" und da Petrus ihm seine Liebe beteuert, gibt es ihm dreimal den Auftrag: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe." Auch mich fragte der Herr so zuerst am Tage meiner Priesterweihe, und wiederum fragte er mich am Tage, da ich zum Bischofe von Münster geweiht wurde: „Liebst du mich mehr als diese?" Liebst du mich mehr, denn als einfacher Priester? Und heute glaubs ich zum drittenmal die Frage meines göttlichen Heilandes zu vernehmen: „Liebst du mich? Liebst du mich mehr als diese?" und wiederum will ich freudig ihm meine Liebe bekennen, und wiederum will ich von ganzem Herzen mich bereit erklären, seine Lämmer, seine Schafe zu weiden, dieser großen Herde, die der Heilige Vater mir anvertraut hat, ein treuer Hirte zu sein. Aber, indem ich dieses heilige Gelöbnis ablege, fallen mir schwer auf die Seele die Worte, welche der Heiland weiter zu Petrus spricht: „Als du jünger warst, umgürtetest dll dich selbst und du wandeltest, wo du wolltestr (Joh. 21, 18). Ja, als ich jünger war, da habe ich dort am Heile der Seelen gearbeitet, wohin der natürliche Drang meines Herzens mich zog, in der Heimatdiözese, die mir so teuer war. Aber, fährt der Heiland in seinen Worten an Petrus fort „wenn du wirst älter geworden sein, dann wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürten und wird dich führen, wohin du nicht willst". Ja, wahrlich nicht Wege, die ich wollte, wandle ich jetzt. So schwer es mir wurde, den Stab des hl. Ludgerus zu übernehmen, nie habe ist daran gedacht, meine Münstersche Diözese wieder zu verlassen, nie hat mein Denken und Wünschen auf die Würde sich gerichtet, die mir jetzt zuteil geworden ist. Nein, „alius ducet te, quo tu non vis." „Ein anderer wird dich führen, wohin du nicht willst." Ja ein anderer, Gott selbst hat mich zu euch geführt. „Extendes manus tuas", „du wirst deine Hände ausstrecken." Es mag sein, daß auch ich meine Hände ausstrecken muß an manchem Kreuze, in dem verantwortungsvollen Amte, das mir übertragen ist. Aber dann soll der Gedanke mich trösten und aufrecht halten: Gott hat mich hierher geführt. Der Name des Herrn sei gebenedeit.

Aber auch in eure Seele möchte ich diesen Gedanken recht tief einsenken, daß Gott mich zu euch geführt hat. Wenn dieser Gedanke in eurer Seele lebt, dann weiß ich, daß ihr mich, wenn ich auch jetzt persönlich euch noch fremd bin, als von Gott gesandt mit Freude und Liebe aufnehmt.

Darum richte ich heute an euch alle die herzliche Bitte, welche der hl. Apostel Paulus an die Korinther richtete: „Sic nos existimet homo ut ministros Christi et dispensatores mysteriorum Dei. So betrachte uns denn jeder als Diener Christi und Ausspender der Geheimnisse Gottes" (1. Kor. 4, 1). Ein Diener Christi, ein Ausspender der Geheimnisse Gottes, das und nur nur das will ich euch sein.

1.

Geliebte Erzdiözesanen! „Sic nos existimet homo ut ministros Christi." „So halte uns denn jeder für Diener Christi." Ein Diener Christi soll und will ich euch sein. Christo soll und will ich dienen durch die Erfüllung der großen Aufgabe, die er mir aufgetragen hat. Und was ist das für eine Aufgabe? O hört, geliebte Erzdiözesanen, diese Worte des göttlichen Heilandes; sie gehen mich und euch an; sie sagen es euch, warum ich zu euch komme im Namen eures und meines Herrn. So sprach ja der Heiland einst zu allen Aposteln: „Wie mich der Vater gesandt, so sende ich euch." Und so spricht nun der Heiland auch zu mir: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich dich in deine Diözese hinein." Wie mich der Vater gesandt hat. Und wozu hat der Vater den Sohn gesandt? Hört den Heiland selbst darüber: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Denn nicht hat Gott seinen Sohn in die Welt gesandt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn gerettet werde" (Joh. 3, 16 ff.). Die Welt, alle Menschen zu retten, das war die große Sendung, die der Heiland von seinem Vater erhalten. Aber beachtet es wohl, wie der Heiland in beiden Sätzen so ernst nebeneinander stellt das Verderben, wovor er schützen, und das Heil das er bringen soll: Nicht verloren gehen sollen die Menschen, sondern das ewige Leben haben, nicht richten soll der Sohn die Welt, sondern sie retten. Das ist ja das furchtbare Entweder — Oder, um das es sich für jeden Menschen handelt. Ewiges Verderben — wie entsetzlich ist das. Damit kann kein Verlust, kein Leiden hier auf Erden in Vergleich kommen. Ihr möget Hand oder Fuß oder Auge oder irgend ein Glied des Leibes verlieren, der Heiland selbst versichert euch: es ist besser, das zu verlieren, als daß ihr mit beiden Händen, mit beiden Füßen, mit beiden Augen in den Abgrund der Hölle geworfen werdet. Man mag euch das Leben selbst nehmen, das sollt ihr nicht so fürchten, als jenen, der Leib und Seele zugleich in die Hölle stürzen kann. Es gibt keine Güter der Erde, die euch dafür entschädigen könnten: „Was nützt es dem Menschen, wenn er auch die ganze Welt gewinnt, wenn er aber Schaden leidet an seiner Seele?" (Matth. 16, 26). Denn wie die Seele unsterblich ist, so ist ewig ihre Qual in der Hölle, wenn sie verworfen wird, unauslöschlich brennt dort das Feuer und immer quält sie dort der Wurm des Gewissens.

Nun aber richtet eure Augen zum Himmel empor, dahin, wo keine Träne, keine Klage, keine Trauer, kein Schmerz, kein Tod mehr sein wird, wo wir alle Freuden, deren die menschliche Natur überhaupt nur fähig ist, genießen, wo Gott mit dem Strome seiner Wonnen uns tränken wird, wo diese ganze unendliche Seligkeit in Ewigkeit nicht enden wird. Und wenn ihr sie nun nebeneinander haltet, diese unendliche Glückseligkeit des Himmels und diese unendliche Qual der Hölle, kann dann eine größere, herrlichere Aufgabe gedacht werden, als jene, welche der Vater dem Heilande gegeben hat: zu schützen vor unendlicher Qual, unendliches Heil allen zu vermitteln? Aber so sagt es der Heiland selbst, die ewige Wahrheit, zu all seinen Aposteln und in ihnen zu allen ihren Nachfolgern: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch" (Joh. 20, 21).

O wie danke ich dem göttlichen Erlöser, daß er eine so wunderbar große Aufgabe auch mir anvertraut hat, zu arbeiten an der Rettung eurer Seelen, all der Seelen, die er in der großen Erzdiözese meiner Leitung unterstellt hat. Wenn ich aber zu euch komme mit dieser großen Sendung, darf ich dann nicht freudiger Aufnahme, des Vertrauens, der Liebe von eurer Seite gewiß sein?

Wunderbar groß war die Aufgabe, die dem Heiland von seinem himmlischen Vater gestellt war. Aber was hat nicht auch der Herr getan, um diese große Aufgabe zu erfüllen. „Venit Filius hominis quaerere et salvum facere quod perierat." „Es kam der Menschensohn zu suchen und selig zu machen, was verloren war" (Luk. 19, 10). Ja, Gottes Sohn kam zu uns, er kam aus der Herrlichkeit des Himmels herab in den armen Stall zu Bethlehem; und wie hat er sie gesucht, die Seelen alle! Gesucht hat er sie durch seine unermüdlichen Predigten im Tempel und in den Synagogen, in den Städten und Dörfern, auf der Höhe der Berge, wie in der stillen Einsamkeit der Wüste, gesucht durch seine großartigen Wunder, aus denen so gewaltig seine Macht und seine Liebe zu ihnen redete, gesucht während aller Tage seines Lebens, die so voll von Mühe und Arbeit waren, wie während der langen Nächtet die er im Gebet für sie zubrachte. Und wie hat er die Menschen so qualvoll gesucht in seinem bitteren Leiden und Sterben! „Quaerens me sedisti lassus, redemisti crucem passus", läßt die Kirche im Dies irae die Seele so wahr und schön zum Heiland sprechn: „Bist, mich suchend, müd gegangen, Mir zur Sühn' am Kreuz gehangen." Ja, als der Heiland gegeißelt, mit Dornen gekrönt, todesmatt unter der Last des schweren Kreuzes einherwankte, da ging er uns zu suchen; als man seine Hände ans Kreuz nagelte, da hat er sie weit ausgestreckt, um alle Menschen zu fangen, als er vor Durst verschmachtend in seinen Qualen am Kreuze hing, da gab er in seinem Worte: „Mich dürstet" noch sein sehnliches Verlangen nach unserem Heile zu erkennen, und erst nachdem er alles bis ans Ende gelitten, sprach er das große Wort: „Es ist vollbracht" (Joh. 19, 30), erst da hatte er seiner Liebe zu uns genug getan, alle Gnaden waren erworben, für aller Menschen Sünden war überfließende Genugtuung geleistet, für alle Menschenseelen der Himmel wieder geöffnet. So groß wie die vom Vater ihm gestellte Aufgabe, so groß war auch der Eifer des Heilandes, sie zu erfüllen.

Nun aber ergeht an alle, die ihm nachfolgen wollen, an die Priester insbesondere und vor allem an die Bischöfe seine ernste Mahnung: „Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach" (Matth. 16, 24), „Sequatur me." Zu großer Freude und zu stärkendem Trosteste gereicht es mir beim Antritt meines verantwortungsvollen Amtes, daß der zahlreiche Klerus der Erzdiözese dieses „Sequatur me", „Folge mir nach", so wohl verstanden hat, daß er unter den heute so viel schwieriger gewordenen Verhältnissen mit solch' hingebendem und unermüdlichem Eifer am Heile der Seelen arbeitet. Nun, so will ich mich denn mit demselben Eifer an seine Spitze stellen, das ewige Heil der so zahlreichen meiner Sorge anvertrauten unsterblichen Seelen zu befördern; daran zu arbeiten mit meinem Klerus, das ist die große Aufgabe, die der göttliche Heiland mir gestellt hat. Dieses Ziel soll unaufhörlich mir vor Augen schweben, darauf soll all mein Sinnen und Trachten gerichtet sein, dafür will ich arbeiten mit aller Kraft, die mir zu Gebote steht, darum will ich flehen zu Gott mit aller Inbrunst des Herzens, beten für meine Mitarbeiter an diesem herrlichen Werke, beten für euch alle, meine vielgeliebten Erzdiözesanen, damit Gott in seiner Gnade mir verleihe, euch zu helfen, daß ihr ewig selig werdet; dafür soll alle Lebenszeit, die Gott mir noch geben mag, verwendet sein, bis zum letzten Tage, bis zu meinem letzten Atemzuge.

„Sequatur me", mahnt der Heiland. Mein

Die russische Badestube.

Von Oskar Großberg. (St. Petersburg.)

Der Russe des Mittelstandes, der Handwerker und Bauer, der Fabrikarbeiter und Beamte ist ohne Badestube, ohne sein geliebtes Schwitzbad gar nicht zu denken. Einmal in der Woche muß er sein Schwitzbad nehmen, das seinen Körper läutert und geschmeidig macht. Die „Banja", die Badestube, spielt im Leben des Russen eine ganz hervorragende Rolle; er besucht sie nach der Woche Last und Mühen, vor hohen Festtagen und wenn er eine Krankheit herannahen fühlt. Jedes Dorf hat eine oder zwei Badestuben, jedes Gehöft die seine, die Städte große, luxuriös ausgestattete Anstalten, die sich aus mehreren Abteilungen zusammensetzen. Man hat da die Einzelkabinetts zum Preise von 1—3 Rubel, die beliebten gemeinsamen Bäder zu 40 Kopeken und Volksbäder zu 20, 10 und 5 Kopeken pro Person.

Machen wir einen Besuch in der renommiertesten Badestube Petersburgs, bei Waronin. Das einfach und geschmackvoll ausgestattete Gebäude nimmt uns auf. An der in der Vorhalle befindlichen Kasse erlegen wir 40 Kopeken pro Person und nun steigen wir die breite Marmortreppe empor. Wir gelangen in einen Vorraum, wo schneeweiß gekleidete Diener die Mäntel und die unvermeidlichen Gummischuhe in Verwahr nehmen. Wir treten nun in einen weiten Raum, an dessen Wänden Kabinen hinlaufen. Weißgekleidete Diener weisen uns eine Zelle an und sie sind uns beim Entkleiden behilflich. Und nun in den Baderaum. Der Diener, der voraneilend die Tür aufreißt, wünscht uns mit tiefer Verbeugung „leichten Dampf", die Tür schnappt zu — wir sind im Reiche der Seife und des Dampfes. Das elektrische Licht schimmert nur matt durch den Dampf, der den Riesenraum erfüllt.

Da tritt schon mit höflicher Verbeugung ein Enakssohn auf uns zu. Das ist der Danschtschik, der Badediener. Er dirigiert uns durch den Waschraum und ergreift unterwegs drei Besen aus Birkenzweigen, an denen die halbentwickelten Blätter festhaften. Das sind die „Wenniki". Dann stößt er eine Tür auf und wir sind in der Schwitzstube. Der Riesenofen strömt eine infernalische Hitze aus, — die Haut bedeckt sich sofort mit Schweißperlen. Das ist aber noch garnichts; es soll noch besser kommen. An einer Längswand des Raumes befindet sich ein staffelförmiger Aufbau, die der Bader sorgfältig überspült. Dann taucht er die Wenniki in siedendes Wasser, um sie geschmeidig zu machen und während wir die Staffel erklettern, schüttet er in den mit Kopfsteinen gefüllten Ofen kaltes Wasser, das zischend verdampft. Eine trockene Glutwelle erfüllt samumheiß den Raum; man kann kaum atmen; der Bader holt einen Eimer kalten Wassers herbei, womit man sich den Kopf benetzt.

Dann aber beginnt eine sehr eigenartige Prozedur. Der Bader legt zwei der wohlgebrühten Birkenbesen auf die Pritsche und man streckt sich aus, indem man seinen Kopf auf dieses würzig duftende Kissen legt. Der dritte Besen befindet sich in der Hand des jungen Riesen, und nun beginnt er mit eigentümlich kurzen Schlägen unsern erhitzten Körper zu peitschen. Er bearbeitet ihn von den Fersen bis zum Nacken und vom Nacken bis zu den Fersen. Man fühlt ordentlich, wie unter den sanften Schlägen sich die Poren öffnen. Ein lauer Guß beendet diese angenehme Prügelszene. Dann begeben wir uns wieder in den Waschraum.

Der Bader schlägt mit geübter Hand in einem Kupferbecken Schaum, und nun legen wir uns auf eine Pritsche und er bearbeitet uns mit dem in Seifenschaum getauchten Bast. Er reibt, knetet, drückt und scheuert; er läßt die Gelenke knacken und fährt geschickt über die Sehnen; er übergießt uns mit Wolken krausen Schaumes und Strömen lauen Wassers; er kraut den Kopf und fährt in die Ohren; er vollbringt tausend geheimnisvolle Manipulationen. Und endlich ist es vollbracht: wir kommen in das riesige Marmorbassin, um dort ein wenig zu schwimmen und uns dann abzubrausen. Der Bader bringt uns in den Ankleideraum, wo er uns geschickt in ein flockiges Laken hüllt, worauf er das landesübliche Trinkgeld in Gestalt eines Zwanzigers erhält und lautlos verschwindet.

Strecken wir uns nun auf das Polster des Divans unserer Kabine. Denn nun kommt der höchste Genuß — die wohlige Mattheit. Wir rauchen träumend eine Zigarette und schlürfen ein Glas Limonade. Ein unbeschreibliches Gefühl der Leichtigkeit strömt durch den Körper. Man blinzelt den krausen Rauchwölkchen nach, man lauscht dem Gesumm der gedämpften Stimmen, jeder laute Ton ist an dieser Stätte des Behagens streng verpönt. Die Augen schließen sich.

Ein Stündchen oder so herum haben wir wohl sanft geschlummert. Der Körper fühlt sich wie neugeboren; das Blut rollt frei und leicht durch die Adern. Langsam kleidet man sich an; die weißen Diener sind geräuschlos und geschickt zur Hand. Der übliche Wunsch: „Leichten Dampf!", ein Zwanziger und man hüllt sich in seine Oberkleider. Wieder der „leichte Dampf" und ein Zehner. Auch der Kassierer murmelt seinen Segensspruch und der Türsteher zieht die betreßte Mütze und sagt sein Sprüchlein.

Wer je die Wohltat eines echten russischen Dampfbades genossen, wird verstehen, daß es Menschen gibt, die viele Stunden im Bade verbringen; sie machen die ganze Prozedur zwei- und dreimal durch; sie lassen in der Schwitzstube Hitzegrade auf sich einwirken, denen ein Normalmensch nicht standhalten könnte. Sie lassen sich mit der vollen Kraft des Armes mit dem Besen bearbeiten und mit eiskaltem Wasser übergießen, denn „was dem Deutschen den Tod bringt, ist dem Russen gesund", sagt das Sprichwort.

Jünger soll mir nachfolgen. Aber etwas anderes, etwas gewaltig Ernstes hat er vorausgeschickt: „Tollat crucem suam." „Er nehme sein Kreuz auf sich" (Matth. 16, 24.) Wird mir das in meinem neuen Wirkungskreise in eurer Mitte erspart bleiben? Vielgeliebte Erzdiözesanen! Ihr werdet es mir nicht verübeln, wenn ich euch sage: dieses Kreuz ist mir schon jetzt, schon vor dem Antritte meines Amtes zuteil geworden. Wie zu Abraham, so hat der Herr ja auch zu mir gesprochen: „Gehe hinweg aus deinem Lande, hinweg von denen, die dir teuer sind, gehe hinaus aus deinem Vaterhause und komme in das Land, das ich dir zeigen werde" (1. Mos. 12, 1). Es war ein schweres Opfer für mich, meine heimatliche Diözese zu verlassen. Aber Gott hat das Opfer von mir gefordert, Gott hat durch die berufenen Organe zu mir gesprochen, und da kann ich nicht anders, ich muß gehorsam sein und will gehorsam sein von ganzem Herzen. Jetzt gilt mir die Mahnung des Herrn: „Niemand, der die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist tauglich für das Reich Gottes" (Luk. 9, 62). Ich will aber tauglich sein, mir selbst und euch das Reich Gottes, die ewige Seligkeit des Himmels zu erwerben. Und darum komme ich heute mit voller Bereitwilligkeit in das Land, das der Herr mir gezeigt hat, in die große Erzdiözese, die ich nun die meine nennen darf. Nun gilt es für mich kein Zurückschauen mehr in die Vergangenheit, hier an eurem Heile zu arbeiten, das ist von nun an die große Aufgabe meines Lebens, und wenn Gott in seiner unendlichen Weisheit auch Leiden mir zu schicken für gut befinden sollte, nun, auch dann will ich von ganzem Herzen sprechen: „Sit nomen Domini benedictum", „der Name des Herrn sei gepriesen." Möge nur mein und euer Seelenheil aus diesem Leid um so sicherer und größer hervorgehen.

Eine große und schwere, eine menschliche Kräfte weit übersteigende Aufgabe ist mir übertragen. Ich soll die große Aufgabe, die der Vater dem Heilande übertragen hat, zu erfüllen bestrebt sein, zu erfüllen mit unaufhörlicher Mühe und Arbeit, mit unermüdlichem innigen Gebete. Für so viele unsterbliche durch Christi teures Blut erkaufte Seelen soll ich beten und arbeiten und leiden. Da richte ich denn noch einmal meine Blicke zum Herrn empor, der solche Bürde auf meine schwachen Schultern gelegt hat, und was ich da sehe, das ist wahrhaft geeignet, mich mit freudigem Mut und unerschütterlichem Vertrauen zu erfüllen. Denn zu den Füßen des Heilandes sehe ich Petrus knieen und aus seinem Munde höre ich das herrliche Bekenntnis: „Tu es Christus, filius Dei vivi." „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." (Matth. 16, 16), und durch alle Jahrhunderte hallt dieses Wort Petri, und durch alle Jahrhunderte hindurch bewährt sich die Gottesmacht des Heilandes, der ihm antwortet: „Und du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen." Gottesmacht wirkt in Petrus, in allen Aposteln und ihren Nachfolgern, Gottesmacht wirkt in unserer heiligen Kirche. Darauf stützt sie allein sich, darum steht sie jeden Morgen in den kirchlichen Tageszeiten: „Christe fili Dei vivi, qui sedes ad dexteram Patris, miserere nobis." „Christus, du Sohn Gottes, der du sitzest zur Rechten des Vaters, erbarme dich unser." Ihn bekennt sie jeden Morgen beim heiligen Opfer auf dem Altare gegenwärtig: „Tu solus sanctus, tu solus Dominus, tu solus Altissimus, Jesu Christe." „Du allein bist heilig, du allein der Herr, du allein der Allerhöchste, Jesu Christe." Und vom Altare sendet der Herr jeden Morgen seine Diener hin aus in seinen Weinberg, da spricht er dann zu jedem von ihnen: „Sicut misit me Pater, et ego mitto vos." „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch" (Joh. 20, 21). Versteht ihr es, Geliebte, daß in diesem Gedanken jeden Morgen der Priester und der Bischof seine Kraft und das Feuer heiliger Liebe und Arbeits- und Leidensfreude erneuert?

Ja! „Adiutorium nostrum in nomine Domini." „Unsere Hülfe ist im Namen des Herrn," das ist der Gedanke, der jetzt beim Antritte dieses verantwortungsvollen Amtes und der ganz allein meine Seele mit Vertrauen, aber auch mit unerschütterlichem Vertrauen und unverzagtem Mut erfüllt. Dann aber richte ich meine Blicke auf euch, die Angehörigen einer Diözese, die nach alter Ueberlieferung in ihrem Ursprung bis auf einen Schüler des Apostelfürsten zurückreicht, einer Diözese, die zu allen Zeiten mit dem heiligen Petrus vom Heiland bekannt hat: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." Ich schaue hin auf euch, die ihr denselben heiligen und festen Glauben, der in eurem Herzen lebt, auch nach außen in Wort und Tat stets offen bekennt. Jedem von euch rufe ich zu: „Sehet, dieser Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, er sprach zu mir: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich dich." Jesus Christus, der wesensgleiche Sohn Gottes, sendet mich zu euch. O, ich weiß es, dann gedenkt ihr jenes Wortes, das der Heiland bei der ersten Aussendung seiner Jünger tröstend zu ihnen gesprochen: „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf" (Matth. 10, 49). Dann bin ich der bereitwilligsten, der liebevollsten Aufnahme von eurer Seite gewiß, dann darf ich sicher hoffen, daß auch der sehnlichste Wunsch meines Herzens in Erfüllung gehe, der Wunsch, daß es mir vergönnt sein möge, mit Gottes Gnade recht viel zum Heile eurer unsterblichen Seelen zu wirken.

(Schluß folgt.)

Preußischer Landtag.

Sitzungsbericht aus dem Abgeordnetenhause.

163. Sitzung vom 11. April.

Am Ministertisch: v. Trott zu Solz.

Präsident Graf Schwerin eröffnet die Sitzung um 10 Uhr 15 Minuten.

Der Kultusetat.

9. Tag.

Beim Kapitel

Taubstummen- und Blindenwesen

fordert

Abg. Bresler (Ctr.) Staatszuschüsse für die schlesischen Anstalten.

Es folgt das Kapitel

Jugendpflege.

Abg. Heckenroth (kons.): Der Aufruf des Ministers zur Jugendpflege hat viele Herzen warm und viele Hände rührig gemacht. Wir können nicht länger zusehen, wie die Sozialdemokratie einen Teil der Jugend nach dem andern in ihre verwerflichen Netze zieht. Das Glaubensleben muß gestärkt werden, die Jugendliteratur muß einen starken nationalen, christlichen Einschlag haben. Wir mißbilligen es, wenn Herr Wolgast, der Führer der Hamburger Lehrer, eine Literatur ohne jede Tendenz verlangt.

Abg. Kesternich (Ctr.): In der einseitigen Betonung der Körperkultur, wie sie von vielen modernen Vereinen getrieben wird, können wir nicht das geeignete Mittel erblicken, unsere Jugend innerlich zu kräftigen. Wir geben deshalb nach wie vor unseren

konfessionellen Jugendorganisationen

den Vorzug vor allen anderen Vereinen. Wir verlangen, daß die sogenannten nationalen Jugendpflegeorganisationen ihre sonn- und festtäglichen Märsche und Uebungen so einrichten, daß die katholischen Mitglieder ihren kirchlichen Verpflichtungen nachkommen können. Warum wird den katholischen Jugendvereinen im Regierungsbezirk Oppeln ein staatlicher Zuschuß versagt? Viele Stadtverwaltungen lassen sich bei der Unterstützung der Jugendvereine von engherzigsten konfessionellen und parteipolitischen Gesichtspunkten leiten. Die Stellung des Deutschen Lehrervereins zur Jugendliteratur ist aufs tiefste zu bedauern. Auch wir freuen uns über die Einstellung eines Fonds für die weibliche Jugendpflege. Dabei muß in erster Linie auf den Mutterberuf Rücksicht genommen werden. Auch hier ist das Haupthindernis das namenlose Wohnungselend weiter Arbeiterkreise.

Minister v. Trott zu Solz: Das Streben der Lehrerausschüsse, den Schund von der Jugend fernzuhalten, ist gewiß zu loben. Freilich sind einzelne Aeußerungen gefallen, die Bedenken erregen. Der Berliner Lehrertag ist zu Pfingsten vorigen Jahres von jenen Tendenzen abgerückt. Im allgemeinen finden wir in den Verzeichnissen, welche die Ausschüsse empfehlen, viele patriotische Schriften und nicht eine sozialdemokratische. Wir wenden diesen Dingen die größte Aufmerksamkeit zu. (Beifall.)

Abg. Dr. v. Schenckendorff (ntl.): Der neue Etat setzt eine Million mehr für die Jugendpflege ein und zieht die weibliche schulentlassene Jugend mit hinein. Es tritt an uns die Frage heran, ob nicht durch die staatliche Jugendpflege ein Rückgang in der Tätigkeit der Fortbildungsschule eingetreten ist. Meine Partei möchte für die Jugendpflege der Schulentlassenen ein vorbeugendes Mittel in den Horten der aufsichtslosen Schulkinder in Vorschlag bringen. Unsere Anregungen bewegen sich in derselben Richtung wie die der Abgeordneten v. Wenden und Lieber. Sie wollen nicht allein symptomatisch behandeln, sondern die Krankheitsursachen tunlichst beheben. Die Ausdehnung und Ausgestaltung der Kinderhorte ist das einzige dienliche Mittel. Ich erinnere an den Deutschen Kinderhortverband und die Ausführungen des Fräulein Dr. Duensing über die unverschuldete Not der Kinder von Fabrikarbeiterfamilien. (Beifall.)

Abg. Hoff (Vp.): Wir lehnen die Vorwürfe gegen die Jugendschriftenausschüsse ab. Durch die Lehrerschaft geht ein patriotischer Geist. Fabrikware, tendenziöse vaterländische und religiöse Mache hatten sich so breit gemacht, daß dagegen vorgegangen werden mußte. Auch Herr Professor Paulsen wendete sich gegen die chauvinistische Schundliteratur. Die Angriffe des Herrn Kotzde sind Uebertreibungen und Entstellungen. Dahinter stehen materielle Interessen.

Abg. v. Woyna (freik.): Es ist ein Unglück, wenn solch eine Bewegung ihre Führung außerhalb Preußens hat. Die Kinder müssen gesund erzogen werden. Der Handarbeitsunterricht und die Liebe zur Landwirtschaft ist zu pflegen. Das konfessionelle Moment braucht nicht betont zu werden.

Abg. Stzczynski (Pole): Die Voreingenommenheit der staatlichen Behörden gegen die Polen ist auch auf diesem Gebiete ein Hemmnis. Wir werden trotz aller Schikanen unser Recht bewahren müssen.

Abg. Hirsch-Berlin (Soz.): Die Angriffe auf die proletarische Jugendbewegung entstehen aus Unkenntnis und Böswilligkeit. Derselbe Verlag, der jetzt die Lehrerausschüsse sozialdemokratischer Tendenzen bezichtigt, hat sich früher uns angeboten, um mit uns Geschäfte zu machen. Gegen die Arbeiterjugendvereine ist der Jungdeutschlandbund gegründet worden, dessen Existenz mit dem Vereinsgesetz unvereinbar ist. Er ist ein politischer Verein. Wir werden mit immer größerer Energie für die Aufklärung der Jugend eintreten.

Abg. Dr. v. Campe (ntl.): Liebe zum Vaterlande und Treue zu Kaiser und Reich verlangen wir von jedem Deutschen, welcher Richtung er auch angehört; das hat mit der Politik gar nichts zu tun. Die Angriffe des Abg. Kesternich gegen den Deutschen Lehrerverein entbehren der Begründung. Der Preßausschuß wollte gegenüber dem etwas weichlichen vaterländischen Ton in der Literatur mehr das Aesthetische fördern. Daß so ein paar Entgleisungen vorgekommen sind, hat nicht viel zu sagen.

Abg. Freiherr v. Wolff-Metternich (Ctr.): Wie ein Schwarm von gefährlichen Insekten wird unser Volk und unsere Jugend von schlechter Literatur überflutet. Ich erinnere nur an den

„Simplizissimus" mit seinem unflätigen Inhalt.

Jeder anständige Mensch sollte sich schämen, das Blatt zu lesen. (Sehr richtig! rechts und im Centr.) Da sollte der Staat jede Hilfe annehmen, die sich ihm gegen solche Bestrebungen bietet. Ich empfehle ihm die Unterstützung des Borromäus-Vereins, der gute Lektüre bietet.

Abg. Ramdohr (freik.): Der Sternickel-Prozeß hat uns die Notwendigkeit vor Augen geführt, uns mehr um die Jugend zu kümmern in der Stadt und auf dem Lande.

Ein Schlußantrag wird angenommen.

Es folgt das Kapitel

Kunst und Wissenschaft.

Abg. v. Goßler (kons.): Ein Teil der Berliner Sammlungen soll nach Dahlem verlegt werden, weil es in Berlin an Platz fehlt. Es ist erfreulich, daß die Besuchszeit an Sonntagen um eine halbe Stunde verlängert werden soll. Mehr konnte man in Rücksicht auf die Gottesdienste nicht tun. Das Kunstverständnis wächst im Lande, nur nicht auf dem Gebiete der Musik.

Abg. Dr. Kaufmann (Ctr.): Bei der großen Entwicklung, die das Museumswesen in Berlin genommen hat, ist es nicht möglich, daß alle Sammlungen in Berlin bleiben. Die Nationalgalerie ist freilich der deutschen Kunst gewidmet, deswegen kann aber doch die Entwicklung der ausländischen Malerei mehr berücksichtigt werden.

Das Haus vertagt sich.

Sonnabend 11 Uhr: Fortsetzung.

Schluß 5¼ Uhr.

Deutscher Reichstag.

137. Sitzung vom 11. April.

Am Tische des Bundesrats: Kühn, Delbrück.

Präsident Dr. Kämpf eröffnet die Sitzung um 1 Uhr.

Erste Lesung der Deckungsvorlagen.

3. Tag.

Abg. v. Payer (Vp.): Die Aussprache war bisher friedlich. Der Wunsch herrscht vor, daß die Wehr- und Deckungsvorlagen gleichzeitig verabschiedet werden. Ein gesundes gegenseitiges Mißtrauen herrscht also vor. Es ist aus Rücksichten auf die innere Politik zu erklären. Alle Parteien wollen eine Besitzsteuer. Das Centrum und die Konservativen halten die Regierungsvorlage für eine geeignete Grundlage; die Nationalliberalen wollen keine Spielverderber sein. Jedenfalls weiß man noch nicht,

was aus der Kommission herauskommt:

vielleicht eine Reichsvermögenssteuer, vielleicht eine Erbschaftssteuer, vielleicht wird auch die Veredelung der Matrikularbeiträge angenommen. Man sollte sich freuen, daß die Sozialdemokratie positiv mitarbeiten will. Das Centrum hat erklärt, daß die Vorlagen nur von einer bürgerlichen Mehrheit verabschiedet werden sollen. Dieser Standpunkt muß zu lächerlichen Konsequenzen führen, aber das Centrum wird daran die Vorlagen nicht scheitern lassen. Der Schatzsekretär hat sich die Sache leicht gemacht und uns

das herkömmliche Steuerbündel

überreicht. Der Weiterführung der Zuckersteuer wollen wir uns nicht entziehen. Auch mit dem Erbrecht des Staates sind wir einverstanden. Sehr bedenklich ist aber die Forterhebung des Zuschlages auf den Grundstücksumsatzstempel. Man nimmt gar keine Rücksicht auf die praktischen Verhältnisse. Das ist eine sehr gedankenarme Art der Steuergesetzgebung. Man erwartet, daß die Finanzminister mehr Phantasie und Erfindungsgabe auf steuerlichem Gebiete haben als der Schatzsekretär. Diese Steuern sind eine Verkehrsbelastung schlimmster Art. Die Aktiengesellschaften und Gesellschaften m. b. H. will man geradezu verbieten. Ohne Gesellschaften geht es aber nicht mehr. Diese Steuerpläne machen wir nicht mit. Für diesen Teil der Regierungsvorlage scheint auch niemand recht die Verantwortung übernehmen zu wollen. Mit der Veredelung der Matrikularbeiträge geht man einen bedenklichen Weg. Welcher Druck muß auf die Einzelstaaten ausgeübt sein, daß sie sich zu einer solchen Erhöhung verstehen! Wir haben die politische und Anstandspflicht, uns der unterdrückten Einzelstaaten anzunehmen. Unsere positiven Vorschläge bringe ich offen vor. In erster Linie fassen wir die

Erbanfallsteuer

ins Auge. Wir werden dem Hause Gelegenheit geben, dazu Stellung zu nehmen. (Beifall links, Unruhe rechts.) Das ist wirklich eine Besitzsteuer, für die auch im Bundesrat eine Mehrheit ist. Das einzige Hindernis ist der Widerstand der Konservativen und des Centrums. (Sehr richtig! links.) Das kann aber für das Reich nicht maßgebend sein. Ich glaube, manche auf der Rechten und im Centrum waren im innersten Herzen froh, wenn sie aus der Sackgasse kämen und überstimmt würden. (Lachen.)

Warum sollen die Sozialdemokraten nicht mithelfen

wie bei der elsaß-lothringischen Verfassung und dem Petroleummonopol. Die Bundesstaaten sollten beizeiten mit der Reichsvermögens-, -euer einlenken, sonst kommt schließlich noch die Reichseinkommensteuer. Man fürchtet aber die direkten Steuern wegen eines etwaigen Mißbrauches durch eine sozialdemokratische Mehrheit. Die Reichsvermögenssteuer aber geht unaufgefordert ihren Weg. Man sollte das Jahr 1913 nicht zum Vorspann benutzen. Die Art der Erhebung des Wehrbeitrages ist gewalttätig. Kleine Vermögen müssen frei werden. Die Kinderzahl sollte man berücksichtigen, die Doppelbesteuerung vermeiden. Der agrarische Grundbesitz wird begünstigt. Die Besteuerung der Bundesfürsten ergibt sich von selbst; sie muß in das Gesetz hineinkommen. Wir sehen dem Ergebnis der Kommissionsberatung mit einer ziemlichen Skepsis entgegen. Wir werden aber unbefangen für eine ausgleichende Gerechtigkeit eintreten. (Beifall links.)

Abg. Freiherr v. Gamp (Rp.): Ich teile einen großen Teil der Bedenken, die Herr Speck geäußert hat. Es ist bedauerlich, daß der Grundsatz Bismarcks, die Ausgaben des Reiches durch eigene Einnahmen zu decken und den Bundesstaaten womöglich noch Zuwendungen zu machen, verloren gegangen ist. Wir bedauern außerordentlich diese Verschlechterung der Lage der Einzelstaaten. Zweifellos ist der Wehrbeitrag eine allgemeine Besitzsteuer. Die Lex Bassermann-Erzberger ist also erfüllt.

Entschieden Verwahrung

legen wir aber dagegen ein, daß das Reich in Zukunft auf jeden weiteren Ausbau der indirekten Steuern verzichten will. (Sehr gut! rechts.) Indirekte Steuern müssen weiter in Anspruch genommen werden, namentlich wenn es sich um wirtschaftliche Vorlagen handelt, besonders solche, die den Arbeitern und minderbemittelten Klassen zugute kommen. (Sehr richtig! rechts.) Der Wehrbeitrag wird gern und freudig getragen werden. (Zurufe: Na, na!) Wir danken dem Schatzsekretär für diese Vorlage. Schwierig wird die Feststellung des Vermögens sein. Bei Aktien ist der Feststellungstermin vom 31. Dezember der denkbar ungeeignetste. Schon die Bewertung von Grundstücken stößt auf praktische Schwierigkeiten, den Verkaufswert kann man jedenfalls nicht zugrunde legen. Auch wir sind damit einverstanden, daß eine

Kombination von Vermögen und Einkommen

in das Gesetz aufgenommen werden muß. Die Einkommensgrenze ist zu hoch gestellt. Es genügt, daß sich die Bundesfürsten denselben Bestimmungen unterwerfen, die für alle anderen gelten. Aber eine gewisse Abstufung kann auch für diese Nationalspende gelten. Stiftungen, die nur Lasten, keine Vorteile bringen, wären freizulassen. Eine Doppelbesteuerung der Aktiengesellschaften ist zuzugeben, aber sie liegt doch milde und erträglich, weil die Steuer von den Beträgen abgezogen wird, die von den Unternehmern hineingebracht worden sind. Das aber können die Gesellschaften verlangen, daß sie nicht nach ihren einzelnen Werten, sondern als Ganzes veranlagt werden. Aus den Ausführungen v. Payers über die Matrikularbeiträge bin ich nicht klug geworden. Eine direkte Reichssteuer ist ein stärkerer Eingriff in die Finanzhoheit der Einzelstaaten als der von der Regierung vorgeschlagene Weg. Das richtigste wäre,

den Einzelstaaten vollständig zu überlassen,

auf welchem Wege sie die Steuern aufbringen wollen. Für eine direkte Vermögenssteuer hat sich eigentlich nur Dr. Paasche ausgesprochen. Was die Sozialdemokraten wollen, ist klar; sie wollen eine Veranlagung durch die Reichsbehörden. (Lachen der Soz.) Das ist bei den hohen Kosten ganz unmöglich. Den Umsatzstempel für Grundstücke muß man ermäßigen; er hat sehr lähmend auf den Grundstückshandel gewirkt.

Abg. von Voiadowsky (d. k. P.): Gewiß, es ist eine Forderung der Gerechtigkeit, daß die neuen Lasten von den Besitzenden getragen werden. Es ist aber eine Täuschung, wenn man glaubt, weiterhin von der Auferlegung neuer indirekter Steuern absehen zu können. Ich will mich nur mit einer Vorlage beschäftigen und mich

gegen das Erbrecht des Staates

aussprechen. Ich bedauere, daß die verbündeten Regierungen diese Vorlage wieder eingebracht haben. (Sehr gut! rechts.) In den Motiven wird erklärt, die Familienbande seien gelockert. Was muß da ein Ausländer vom deutschen Familienleben denken! Ich bedauere, daß die Regierung ein solches Zerrbild vom deutschen Familienleben hier gibt. Die Regierung hätte die Pflicht, alles zu tun, um diesem Uebelstande entgegenzutreten. Erbstreitige Prozesse zwischen Erben und Fiskus werden die Folge sein. Auf die Versprechungen in den Motiven ist wenig zu geben. Die Regierungen wechseln

dafür bin ich ja ein lebendiges Beispiel.

(Heiterkeit.) Dieser Gesetzesvorschlag ist ein tiefer Eingriff in das Familienrecht und Familienvermögen; er muß abgelehnt werden. Aber auch das, was man den besitzenden Klassen auferlegen kann, hat seine Grenzen, wenn man nicht die Erwerbsfähigkeit schädigen will. Wir haben schon viele Finanzreformen gehabt; keine hat geholfen. Die Welt wird alt und wieder jung, der Mensch hofft ewig auf Besserung. Es werden auch noch neue Finanzreformen kommen, da ist größte Sparsamkeit unbedingte Pflicht.

Reichsschatzsekretär Kühn: Der Vorredner hat sich mit bemerkenswerter Schärfe gegen das Erbrecht des Staates gewendet. Soweit er Gründe im einzelnen dagegen angeführt hat, werden sie selbstverständlich des näheren geprüft und soweit als möglich berücksichtigt werden. Ich muß mich aber dagegen wenden, wenn er behauptet, die Begründung zum Entwurf sei ein Zerrbild des deutschen Familienlebens. Das ist tatsächlich nicht richtig. Nebenbei bemerkt, ist die ganze Begründung nicht neu. Sie hat dem Reichstage genau in demselben Wortlaut schon 1909 vorgelegen, und damals sind diese Bedenken nicht erhoben worden. Wenn die Begründung des Entwurfes erklärt, es sei nicht zu leugnen, daß

das Gefühl der Familienzusammengehörigkeit

in weiten Kreisen des Volkes sich außerordentlich gelockert habe, so ist das eine Feststellung einer Tatsache, die gewiß in anderen Ländern genau so wie bei uns beobachtet wird. Das ist doch aber nichts Verletzendes. Ich sehe auch nichts Einschneidendes in der Erklärung, daß die Regierung sich nicht entschließen konnte, die Grenzen enger zu ziehen. Dieser Passus des Entwurfes soll nur den Anwürfen begegnen, die von Anhängern des Erbrechts des Staates erhoben werden, welche die Ausschließung noch näher stehender Verwandtschaftsgrade befürworten. Es ist auch kein Grund zur Annahme vorhanden, daß etwa spätere Regierungen weitere Fortschritte auf diesem Gebiete machen werden. Im Gegenteil, der Entwurf von 1909 ging weiter als der jetzige. Es ist also viel eher eine rückläufige Bewegung zu konstatieren. Die Finanzverwaltung findet sich damit ab, daß ihr von der Gegenwart keine Kränze geflochten werden. Wer nimmt, wird jedem etwas nehmen. (Große Heiterkeit.)

Abg. Emmel (Soz.): Wir werden selbstverständlich nur Steuern bewilligen, die unbedingt erforderlich sind. Am liebsten wäre es uns freilich, wenn die Militärvorlage abgelehnt würde. Graf Posadowsky hätte für die eiserne preußische Sparsamkeit eintreten sollen, als er noch im Amt stand. Die Zuckersteuer ist eine Verbrauchssteuer und darf deshalb nicht verlängert werden. Gegen diese indirekten Steuern protestieren wir, weil sie allen sozialen Momenten ins Gesicht schlagen. Mit dem Wehrbeitrag und den dazu vorgeschlagenen Veränderungen sind wir einverstanden.

Drückebergereien

dürfen aber nicht vorkommen. Dies gilt auch für die Fürsten. Die in der Vorlage vorgesehene Erhebung der Matrikularbeiträge ist eine Umgehung des Budgetrechts des Reichstages. Glauben Sie, daß in Preußen oder gar in Mecklenburg ein wirkliches Besitzsteuerrecht zustande kommen könne bei der bekannten Steuerscheu der Junker? Der Reichstag sollte daher das Besitzsteuerrecht selbst machen. (Vizepräsident Dove weist den Redner nachträglich darauf hin, daß schon früher festgestellt sei, daß der Ausdruck „Drückebergerei" mit der parlamentarischen Ordnung nicht vereinbar ist.) Der Sammelruf ist an den Fortschrittlern vorbeigegangen. Wenn die Nationalliberalen jetzt umfallen, werden sie es vor ihren Wählern zu verantworten haben.

Reichsschatzsekretär Kühn: Nachdem der Herr Präsident schon die Aeußerung des Vorredners zurückgewiesen hat, daß eine Drückebergerei der Fürsten nicht geduldet werden könne, liegt mir noch daran, zu konstatieren, daß nichts den Gedanken des Wehrbeitrages so populär gemacht hat, wie die hochherzige Erklärung (Gelächter der Soz.) der Bundesfürsten, auch ihrerseits zu den Lasten des Gesetzes beizutragen. Es ist auch nicht richtig, daß die Finanzverwaltung mit jeder Steuer, die sie bekommt, einverstanden ist. Sie muß vielmehr darauf sehen, daß die Steuer nicht nur ihrem Interesse, sondern auch dem wirtschaftlichen Interesse entspricht und das

Interesse des Reiches, der Bundesstaaten und der Allgemeinheit

gewahrt wird.

Abg. Roland-Lücke (ntl.): Finanzielle Kriegsbereitschaft ist eine Verstärkung der Friedensbürgschaften. Die Verstärkung des Kriegsschatzes muß eine gewisse Beunruhigung hervorrufen. Wir wollen unter allen Umständen eine allgemeine Besitzsteuer. Wir können sie uns nur vorstellen als eine Erbanfallsteuer, bezw. eine Reichsvermögenssteuer. Wenn der Kataster über Vermögen und Einkommen erst einmal da ist, dann kommen die entsprechenden Folgen von selbst. Herr Paasche hat gestern gesagt, wir kaprizieren uns nicht auf die Erbschaftssteuer. Ich gehe noch weiter: wir können ja beides machen, Erbschaftssteuer und Vermögenssteuer. (Beifall und Heiterkeit.) Machen Sie die Reichsvermögenssteuer so wenig drückend, die Erbschaftssteuer so schonend wie möglich, dann können wir die 100 Millionen, die etwa gebraucht werden, auf beide verteilen. Eine Wehrsteuer könnte in Betracht kommen. Bei den Banken- und Gesellschaftssteuern sind gewisse Rücksichten notwendig.

Das Haus vertagt sich.

Sonnabend 11 Uhr: Weiterberatung.

Schluß 6½ Uhr.

Rußland und die Türkei im Jahre 1876.

In Kürze erscheinen die beiden, von allen an der jüngeren Geschichte Oesterreichs Interessierten mit so großer Spannung erwarteten Schlußbände des Werkes: „Graf Julius Andrassy, sein Leben und seine Zeit, von Eduard Wertheimer." Dem

berühmten Gelehrten wurden für die Vorstudien zu seinem Werke die österreichischen und deutschen Archive mit einer Liberalität geöffnet, wie sie sehr selten sind, wenn es sich um Darstellungen der Geschichte einer jüngeren Vergangenheit handelt. Ungemein interessant sind denn auch die Früchte dieser archivalischen Studien, wofür der nachfolgend mit Erlaubnis der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart aus den Aushängebogen des Werkes wiedergegebene Abschnitt ein Beispiel sein mag. Er behandelt die Orientpolitik Oesterreich-Ungarns und Rußlands im Jahre 1876 und fast könnte man bei der Lektüre versucht sein, zu glauben, man lese von den Vorgängen der Gegenwart, so verwand erscheinen die Situationen und die Ereignisse. Es heißt dort:

. . . . „Es ist in der Tat mehr als wahrscheinlich, daß die russische Regierung nicht aus Interesse für das Wohl der Türkei der Reformnote vom 30. Dezember zugestimmt und sie in Konstantinopel unterstützt hatte. Vielmehr rechnete sie im stillen damit, daß die Türken, ohnehin langsam in allen ihren Handlungen, aus Geldmangel die Reformen in die Länge ziehen und sich allmählich verbluten würden.

Gortschakow schwebte nur die Auflösung des Osmanischen Reiches vor Augen. Wollte er doch schon als es ihm damit nicht rasch genug vorwärts ging, in den Berliner Besprechungen, unter dem Vorwande von Garantien für die Durchführung der Reformen, den Fall der Auflösung festgesetzt sehen. Auf allen Wegen sollte die Voraussetzung für die Eventualität geschaffen werden. Der serbisch-montenegrinische Angriff war ein geeignetes Mittel den in der Reichsstadt vorgesehenen Zerfall der Türkei herbeizuführen. Seitdem hatte Gortschakow nichts unterlassen, seine der Pforte feindliche Gesinnung zu bekunden. Selbst Alexander II., der fort und fort von Friedensliebe überfloß und an ihr festzuhalten versicherte, sagte bereits anfangs 1876 zum deutschen Botschafter Prinzen Reuß: wiewohl er alles getan, um den Niederbruch der Türkei zu verhindern und hinauszuschieben, so sei doch bereits der Stein dermaßen ins Rollen geraten, daß keine Macht mehr die Kraft besitzen werde, seinen Lauf zu hemmen. So sicher glaubte er ans Ende des Osmanischen Reiches, daß er sich schon mit dem künftigen Schicksal Konstantinopels beschäftige, das keiner einzigen Großmacht zufallen dürfe.

Die zur Schau getragene friedliche Haltung des Zaren hinderte jedoch die höchsten Kreise Rußlands nicht, als Förderer der panslavistischen Richtung und als rührige Protektoren der christlichen Untertanen des Sultans aufzutreten. Vor allem war die Kaiserin als Konvertitin bedacht, ihren Glaubenseifer vor aller Welt zu betätigen. Ununterbrochen bestürmte sie den Kaiser mit der Klage, daß die orthodoxen Christen in Serbien, Bosnien und Bulgarien hingeschlachtet und die orthdoxe Religion unterdrückt würde. Sie stellte sich an die Spitze des Komitees des Roten Kreuzes, das Verbandsmaterial nach Serbien beförderte. Jeden Versuch einer Beschränkung ihrer diesbezüglichen Tätigkeit faßte sie als persönliche Verletzung auf. Das Beispiel der Kaiserin wirkte ermunternd auf immer weitere Schichten. Auf alle Weise trachtete man das Mitleid der Massen für die „leidenden Brüder" zu entzünden. Es ward Mode, daß die Damen der Aristokratie, begleitet von hohen Würdenträgern, mit Sammelbüchsen in Kirchen, Bahnhöfen, Promenaden und in belebten Straßen erschienen, um Geld für die im Felde stehenden christlichen Krieger zu sammeln. Die slawischen Komitees, die schon seit Jahren die Hetzarbeit im Orient besorgten, stellten sich den höheren Gesellschaftskreisen aufs bereitwilligste zur Verfügung. Nicht nur mit barer Münze, auch durch Anwerbung zahlreicher Freiwilligen sollten die „leidenden Brüder" und die „verfolgte orthodoxe Religion" im Kampfe gegen die Ungläubigen unterstützt werden.

In hohem Maße beteiligten sich die russischen



General Schükri-Pascha in der Gefangenschaft:
Der Verteidiger Adrianopels (1) und der bulgarische Minister Frangia (2) vor der Abreise nach Sofia.

Zeitungen an dem Schüren der Leidenschaften, die es zustande brachten, dem ursprünglich menschlichen Mitgefühlt für die christlichen Untertanen des Sultans einen ausgeprägt politischen Charakter aufzudrücken. Mit Hilfe der Presse wurde die Meinung verbreitet, die Großmächte hätten Gortschakows Vorschläge zur Verbesserung des Loses der Slaven auf dem Balkan zurückgewiesen, was einen Sturm der Entrüstung hervorrief.

Gortschakow war es gar nicht recht, als er vernahm, sein Gehilfe Giers habe dem allzu wilden Treiben der Zeitungen Einhalt getan. Der russische Kanzler sah in den russischen Blättern sehr geschickte Werkzeuge seines ihm stets vorschwebenden Programmes: den Pariser Vertrag zu annullieren und für Rußland das „ausschließliche" Protektorat über die gesamten Christen des Orients zu erwerben. Hand in Hand damit ging sein Bemühen, Alexanders II. Friedensliebe zu erschüttern. Durch die Aufstellung unannehmbarer Bedingungen für die Türkei sollte nach und nach dem Zaren die Ueberzeugung beigebracht werden, daß es ja doch unmöglich sein werde, mit dem Osmanenreich zu einem dauerhaften Vergleich zu kommen. Das war um so leichter, als das im russischen Volk erwachte Mitgefühl für die geschlagenen Serben ein sehr schmerzliches Echo im Herzen des Zaren fand. Noch widerstand er freilich jeder kriegerischen Versuchung und sagte am 27. August bei einem Diner zu den an demselben teilnehmenden Offizieren: „Ich hoffe, es wird nicht nötig sein, Ihr Blut zu fordern." Allmählich kam Alexanders Friedenszuversicht doch ins Wanken; er hörte auf Gotschakows Mahnungen, der mächtige Bundesgenossen in der hochschäumenden öffentlichen Meinung Rußlands wie in den durch Gladstone angeregten englischen Manifestationen zugunsten der Bulgaren gewann. Der Boden war geebnet, auf dem man den Kaiser zu einer entscheidenden Tat mit sich fortreißen konnte. Aber noch gab es eine große Schwierigkeit zu überwinden, ohne deren Beseitigung der Erfolg zweifelhaft war. Man mußte trachten, auch Oesterreich-Ungarn an die Pläne Rußlands zu schmieden, was ein Mitglied der Wiener russischen Botschaft, Taticev, etwas allzu fest verriet, indem er äußerte: „Wenn Oesterreich-Ungarn sich jetzt zu unserer Politik gesellt kann die Lösung der Krisis in seinem Interesse erfolgen, wenn nicht, werden wir die Frage etwas später ohne und gegen Oesterreich erledigen."

Aus dieser Sphäre heraus erfolgte gegen Ende September 1876 die Sendung des russischen Generaladjutanten Grafen Felix Sumarokow-Elston nach Wien. Wieder stand man vor einer Ueberraschung. War es doch einleuchtend, daß Gorcakov nicht ohne Grund einen Generaladjutanten mit besonderen Aufträgen nach Wien senden werde, von dessen Mission selbst der russische Botschafter Novikov keine Ahnung hatte und dem sie, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, stark auf die Nerven schlug. Aber auch Andrassy versprach sich nichts Gutes von ihr, als sie ihm zur Kenntnis gebracht und Novikov von ihm eine Audienz beim Kaiser für den russischen Spezialgesandten zur Uebergabe eines eigenhändigen Schreibens des Zaren erbat. Graf Sumarokov traf genau in dem Moment ein, als man in Wien das Bedürfnis empfand, sich Rußland gegenüber in nähere Erklärungen einzulassen. Denn, wie Andrassy kurz vor der Ankunft des Russen sich ausdrückte, wir saßen ja „bei dem wenig erquicklichen Schauspiel der orientalischen Wirren in den vordersten Logen" und mußten trachten, daß zum mindesten in Bosnien und die Herzegovina unsere vitalsten Interessen zur Geltung gelangen. In einem vom 23. Sept. datierten Brief empfahl Gorcakov den mit einer „Vertrauensmission" an den Kaiser betrauten Grafen Sumarokov der besonderen Aufmerksamkeit Andrassys. Mit Berufung auf ihr beiderseitiges Werk: die Begründung der Freundschaft zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn schreibt der Kanzler an unseren Minister des Aeußeren: „Der Moment ist gekommen, dieser Tat die Sanktion zu verleihen. Man kann den Ereignissen nicht mehr ihren freien Lauf lassen. Sie rühren an unsere Interessen, an unsere Gefühle als Menschen und Christen.

(Schluß folgt.)

Der Bonifatiusverein.

Von Rektor Höveler.

1. Hat er Hülfe nötig?

Anfangs Juni wird in Köln eine Generalversammlung des Bonifatiusvereins von ganz Deutschland tagen. Eine größere Anzahl deutscher Bischöfe wird erwartet. Man darf von dieser Tagung eine besondere Weckung und Belebung der Begeisterung für den Bonifatiusverein erwarten. Da scheint es angebracht, schon jetzt in der Presse durch einige Artikel über den Bonifatiusverein das Interesse für diese bedeutungsvollen Tage zu wecken.

Vor einiger Zeit erhielt ich als Vorstandsmitglied des Bonifatiusvereins der Erzdiözese Köln vom Vorsitzenden eine Einladung zu einer Sitzung. Als ich kurz nach 6 Uhr in das hellerleuchtete Zimmer trat, fand ich die Herren schon versammelt, außer dem das Präsidium führenden Domkapitular den Stadtdechanten, einen Oberlandesgerichtsrat, einen Geheimen Justizrat, einen Kaufmann, einen Professor und den Rendanten.

Vor dem Vorsitzenden lag ein großer Stoß geschriebener Bogen. Wie ich später zählte, waren es an die dreißig, alles Gesuche von Gemeinden der Diaspora, sie zu unterstützen in Kirchen- und Schulbau, im Unterhalt der Geistlichen oder Lehrer, im Schuldenbezahlen oder Erwerb von Grundstücken zu Bauplätzen.

Aus fast allen Diözesen lagen Bittschriften vor, aus der Erzdiözese Köln, der Diözese Münster, Paderborn, Ermeland, Breslau, Speier, Trier, Mainz, Fulda usw., selbst aus dem fernen Böhmen, und in diesen Diözesen aus vielen Orten. Ich nenne einige Namen: Cannstatt, Obersedlitz, Marienberg im Erzgebirge, Halnich in Sachsen, Mittweida, Oberrotterbach, Post bei Nassau, Nied bei Frankfurt, Arnstadt, Kreuztel, Haspe, Wulfel, Uelzel, Hannover-Münden, Warstade, Rothenfels, Elmshorn, Rostock, dem unvermeidlichen Berlin mehrere Male, Riegot, Braunschweig, Schwaderbach in Böhmen.

Wer sich die Mühe geben will, in Meyers Handatlas die Namen aufzuschlagen und dann zu sehen, wo die Orte liegen, der wird finden, daß sie sich auf der Landkarte über alle deutschen Ländergebiete verteilen. Man wird dann auch die noch bei manchen Katholiken bestehende Meinung aufgeben, als sorge das Kölner Diozesankomitee nur für die Diasporagemeinden der Erzdiozese.

Daß diese Meinung wirklich noch vielfach besteht, geht wohl daraus am klarsten hervor, daß fast in jeder Nummer des in Paderborn herausgegebenen Bonifatiusblattes viele — und zwar große — Gaben verzeichnet stehen, die aus Städten und Dörfern der Erzdiözese direkt nach Paderborn gesandt wurden, wohl, weil man irrtümlich annimmt, da in Paderborn der Zentralsitz des Bonifatiusvereins für das katholische Deutschland ist, so wäre auch der dortige Wirkungskreis ausgedehnten oder es könnten dort die Verhältnisse besser beurteilt werden.

Beides ist nicht der Fall. Wohl teilt unser Diözesankomitee dem Zentralkomitee in Paderborn seine Beschlüsse mit, aber es beschließt durchaus selbständig und prüft gewissenhaft die Sachlage, denn jedem einzelnen Gesuche muß ein Schreiben des betreffenden Generalvikariats beiliegen, das die in dem Gesuche gemachten Angaben als richtig bekundet und in der Regel selbst noch eine besondere Empfehlung hinzufügt.

Wir sind Paderborn nicht neidisch, aber wir

Drei Jahre Einsamkeit im Eise.

Vom Grönlandsforscher **Ejnar Mikkelsen.**

(Schluß.)

Am 23. Mai 1910 fanden wir die erste Warte von Mylius Erichsen, sie befand sich auf einer hohen Schulterwehr und war von weitem sichtbar. Am Fuße derselben lagen einige große Stücke Treibholz und eine Menge Splitter davon zerstreut umher; man konnte daraus deutlich sehen, daß die Verunglückten hier einige Zeit sich aufgehalten hatten. In der Warte war ein Bericht über eine gute Jagd auf der Själlandsebene, und daß sie von hier abgingen, mit Proviant versehen auf sechzehn Tage, und daß sie die Reise zur äußeren Küste fortsetzen wollten und nicht, wie vorher bestimmt, den Weg über das Festlandeis nach Lambertsland nehmen wollten, und daß sie hofften, im Laufe von sechs Wochen das Schiff zu erreichen.

Aber so hoffnungsvoll der Schluß war, so stand im grellen Widerspruch dazu ein Bericht, der von Kampf mit Hunger und Kälte erzählte, daß die Hunde getötet werden mußten, was als Warnung für Menschen und Tiere dienen sollte; von unausgesetztem Kampf mit Wasser und Eisrinnen.

Nun waren wir auf der Strecke, wo man möglicherweise mehr finden konnte; alle Plätze, wo man voraussetzen konnte, daß eine Warte errichtet oder Depots gemacht waren, wurden genau untersucht, aber alles ohne Resultat; erst als wir den Sommerplatz erreichten, fanden wir Spuren eines früheren Besuches. Auf jedem Hügel waren Warten angebracht, um Landmessungen vorzunehmen, und an einem tiefer liegenden Strand fanden wir eine Feuerstelle, primitiv zwar, aber dennoch brauchbar.

Auf der Erde umher lagen Knochen von Moschusochsen, einige Kleiderreste, leere Konservendosen. Wir gingen zur nächsten Warte und fanden eine ausgezeichnete Arbeit dieser drei Männer, welchr um so mehr hoch zu schätzen ist, da sie trotz fortgesetzten Kampfes mit Hunger und Anstrengung aller Art denoch die Kraft zur Arbeit aufrecht hielten. Aber meist interessierte doch die Mitteilung, daß der Pearykanal geschlossen ist; das brachte eine unübersteigbare Schranke für unsern Plan, welche die lange Festlandsreise uns zu machen bestimmte, nämlich den Weg durch den Kanal zu nehmen, um die bei Fort Conger oder noch südlicher wohnenden Eskimos auf der Nordwestküste Grönlands aufzusuchen.

Das war nun unmöglich, Mylius Erichsen war uns zuvorgekommen, ja selbst da wir gern den Pearykanal mit dem Lande kartonniert hätten, sind wir dennoch froh für diese wertvolle Aufzeichnung und fügen sie den anderen bei, für welche er, Högh Hagen und Brönlund ihr Leben opferten.

Aber wir mußten nun heimwärts, es war schon vorgerückte Jahreszeit geworden — der 28. Mai 1910 — der Sommer hält um diese Zeit seinen Einzug, die Schlittenfahrt wird unmöglich. Wir waren noch ganz gut versehen, wir haten Proviant für 40 Tage und 12 Tage Futter für die Hunde: damit ist aber auch alles gesagt; wir hatten nur noch einen Schlitten, der war schwer, die sieben Hunde, die wir noch hatten, waren erschöpft, und ich selbst war krank.

Bis nun war der Weg, wenn auch nicht gut, so doch halbwegs ordentlich, aber gleich zu Beginn der Rückreise wurde der Schnee sehr weich, die Temperatur stieg beständig und der Schnee wurde wässerig, was unser Fortkommen hinderte.

Von Danmarksfjords Westküste bis Princesse Dagmar-Halbinsel gingen wir im Schnee, der bis an die Knie reichte, und sowohl die Hunde als ich wurden täglich schwächer.

Einmal fielen Iversen, ich und der Schlitten in eine Kluft, blieben aber an scharfen Eiskanten hängen und retteten uns mit Mühe wieder auf festen Boden. Nun sollten wir aber nordwärts gehen und setzten den Kurs gegen Nakkehoved; das Festlandseis war so gut, daß wir oft nicht sicher waren, ob wir auf dem Meereise oder auf Landeis gingen.

Die einzige Grenze, die zu sehen war, verfolgten wir, und mußten 15 bis 20 Fuß breite Wasserrinnen passieren, welche, soweit sich dies bestimmen ließ, nach Kronprinz Christians-Land führten. Zu unserm größten Erstaunen bestand die Oberfläche aus Süßwasser, was wir zum Kochen und Trinken brauchen konnten. Das war auch der einzige Vorteil, den wir hatten. Die Wasserrinnen hörten bei Nakkehoved auf, und bis hinüber nach Mallemukfjeldet sahen wir kein Wasser mehr.

Bei Nakkehoved zeigten sich wieder Spuren von Tierleben, an der Küste sahen wir Elfenbeinmöven und eine keine Gans flog gegen Nordwest, sonst war die Küste arm an Jagdbeute, keine Spur von Bären, und die Hunde wurden wieder kraftlos, da sie nicht genügend gutes Futter bekommen konnten. Da wir auf dem Festlandseise mehr verbrauchten, mußte nun gespart werden. Ich selbst mußte anstatt Schlitten ziehen und mitarbeiten, mich auf den Schlitten setzen und bis Nakkehoved fahren, da ich mich unwohl fühlte.

Am 10. Juni erreichten wir das Depot bei Nordostrundingen, das, so weit wir sehen konnten, unberührt war. Wir gingen gleich wieder weiter gegen Süden und glücklicherweise wurde das Eis besser, die Wanderung an der Küste war gut.

Bei dem Depot auf Amdrupsland war auch keine Spur von Mylius Erichsen zu entdecken, wir dachten, daß sie auf dem Festlandeis zwischen Princesse Dagmar-Halbinsel und Nakkehoved den eigentlichen Reiseplan verändert hätten.

Von Amdrupsland bis Mallemukfjeldet wurde der Weg wieder schlechter, und besonders als wir nach Holmsland kamen, war es sehr schwierig, da das Eis aufgetaut und der Schnee dazwischen tief und weich war; wir waren gezwungen, längs des offenen Wassers mit den Schlitten zu fahren, bis wir am 20. Juni 1910 Mallemukfjeldet erreichten.

Ich litt sehr an Skorbut, konnte kaum auf den Füßen stehen und war froh, eine kleine Rast zu halten, da uns infolge des Wasserfließens über das Eis das Weitergehen unmöglich war. Als wir uns einige Tage nachher nach Mallemukfjeldet begaben, fanden wir das von der Danmarks-Expedition für Mylius Erichsen ausgelegte Depot ebenfalls unberührt, aber leider vom Wasser verdorben. Die Jagd war hier wie an anderen Orten sehr arm, von Großwild sahen wir keine Spur. Iversen suchte eifrig nach Jagdbeute, aber das Resultat war spärlich, er brachte selten mehr als ein bis zwei Möven mit, wenn er 12, 14 bis 16 Stunden auf der Jagd gewesen war.

Am 3. August verließen wir Hougaardsinsel, aber erst am 25. August erreichten wir die Nordspitze der Schnaudersinsel.

Die Verhältnisse zwangen uns indessen, acht Tage auf der Insel zu verweilen. Iversen war sehr angegriffen, aber vor allem litten wir beide an einer Hautkrankheit, die wahrscheinlich eine Folge des Genusses von Hundefleisch war.

Wir hofften, daß der Frost eintreten und das Eis fest werden würde, so daß wir dann weiter Schlittenfahrten unternehmen konnten.

Am 4. September waren wir wieder auf der Wanderung, zogen selbst den Schlitten, aber nur langsam ging es vorwärts, da wir von den ausgestandenen Entbehrungen noch sehr entkräftet waren. Das Norddepot wie die anderen fanden wir — aber leider war aller Proviant verbraucht.

Eine neue Enttäuschung wurde uns bereitet dadurch, daß wir auch das Björnesköretsdepot ebenfalls leer fanden. Bei Björnesköret mußten wir unser letztes Hab und Gut zurücklassen, unser Zelt, Schlafsäcke und Schlitten, nur unsere Tagebücher und den letzten Rest des Proviants zwei Pfund Pemikan, nahmen wir mit; wir wollten über Land gehen und eine Distanz von 100 Meilen bis Danmarkshafen zurücklegen.

Wir litten sehr an Hunger und Kälte, das Thermometer zeigte 15 Grad Kälte; nur mechanisch bewegten wir die Beine.

Am 19. September 1911 erreichten wir Danmarkshafen.

Nachdem wir uns etwas gestärkt hatten, wollten wir wieder zurückgehen, um unsere Tagebücher zu holen, der anhaltende Schneesturm aber zwang uns, dieses Vorhaben aufzugeben.

Am 25. November bei Nacht kamen wir wieder nach dem Hafen der Schannonginsel zurück. Unsere Schlittentour hatte 270 Tage gewährt. Als wir nach Hause gekommen waren, fanden wir ein Haus das aus dem Wrack des Schiffes auf dem Festlande gebaut war. Die „Alabama" war unbrauchbar geworden und als Leutnant Laub von seiner Reise zurückkam, ließ er das Schiff abtragen und das Holz zum Bau des Hauses verwenden, das nun vorläufig unser Heim sein sollte. Unsere Kameraden waren mit einem Seehundsfängerschiff, das an die Küste kam, nach Hause gereist.

Iversen und ich blieben nun auf der Schannonginsel, der Winter war kalt und sehr stürmisch, und wir waren froh, als endlich der Frühling kam. Wir mußten nun eine Schlittenreise unternehmen, um unsere Tagebücher zu holen, die Reise dauerte 40 Tage, Anfang Juni kamen wir zurück und hofften nach Verlauf von anderthalb Monaten an Bord eines Schiffes zu kommen.

Endlich, am 19. Juli 1912, nahte die Rettung; wir erwachten bei dem Klange menschlicher Stimmen, und unaussprechlich war unsere Freude, als wir vor unserem Hause Leute sahen.

Wir hatten seit 28 Monaten keine anderen Menschen gesehen. Zehn Tage nachher kamen wir nach Aalesund, unsere Reise war beendet, wir hatten uns drei Jahre in Grönland aufgehalten. Am 1. August 1912 kamen wir in Kopenhagen an.

kennen doch auch einen Point d'honneur, und jedes Jahr tut es uns leid, wenn wir in den öffentlichen Blättern, die den Jahresabschluß mitteilen, lesen müssen, die Erzdiözese Freiburg marschiere, was die Höhe der Gaben anlangt, immer an der Spitze. Diese Meinung gewinnt man dadurch, daß in der vom Zentralkomitee alljährlich veröffentlichten Gesamteinnahme der Erzdiözese Köln nur mit der Summe verzeichnet steht, die beim Kölner Diözesankomitee eingegangen ist. Dadurch bekommt man aber von dem Interesse der Bewohner der Kölner Erzdiözese für die Sache des Bonifatiusvereins ein viel zu blasses Bild. Würden die direkt aus der Kölner Erzdiözese nach Paderborn gesandten Gelder zu jener Summe hinzugezählt, wir sind überzeugt, Köln rückte sofort an die erste Stelle. Denn würde in dieser Gesamtübersicht das, was überhaupt aus der Kölner Erzdiözese für den Bonifatiusverein einging, also auch was direkt nach Paderborn geschickt würde, in dieser Totalübersicht der Opferfreudigkeit der Kölner Erzdiözese gutgeschrieben, so würde die jetzt dort stehende Ziffer wohl um das doppelte, wenigstens um die Hälfte größer sein.

Hier meine ich, wäre der Lokalpatriotismus ein wenig berechtigt, und die Wohltäter wie Schenkgeber sollten denken und sagen: Was willst du in die Ferne schweifen, sieh das Gute liegt so nah. Ich gäbe, wenn ich als Kölner Erzdiözesane dem Bonifatiusverein etwas schenken wollte, Köln mit dem in die weiten Lande schauenden Dome den Vorzug, d. h., dorthin nach Köln schickte ich als Kölner Erzdiözesane mein Geld, da, wie eben gesagt, der Effekt, was Ausdehnung und Sorgfalt der guten Verteilung angeht, ganz der nämliche ist.

Doch lassen wir dieses — vielleicht ist es ja bloß das Empfinden eines Vorstandsmitgliedes — und wenden der Sitzung unsere Aufmerksamkeit zu. Der Vorsitzende verliest aus den Bittgesuchen die wichtigsten Stellen, die Wünsche und ihre Begründung: und da tut es einem beim Anhören solcher Hülferufe am Herzen weh, daß man nicht mehr verteilen kann, weil die Not in vielen Fällen sehr groß ist. Wenn dreißig Gesuche zu berücksichtigen sind und nur 18 000 Mk. augenblicklich in der Kasse sich befinden, so macht man wirklich keine weiten Sprünge. Eine arme Familie kann man wohl mit 50 Mark überglücklich machen, aber was sind selbst 500 bis 800 Mark, die man, wenn's hochgeht, so eben in diesen Fällen zu bewilligen vermag, bei aufzubringenden Kosten für Neubau von Kirchen und Schulen? Gelder, die zum größten Teil durch Sammlungen müssen herbeigeschafft werden, da die Mitglieder der Diasporagemeinden gewöhnlich arme Leute sind. Bilden sich doch diese Gemeinden in sehr vielen Fällen durch zugezogene und immerfort noch zuziehende Arbeiterfamilien.

Und wie traurig sind die in den Gesuchen geschilderten Verhältnisse! Hier gar keine Kirche und doch durch schnell im Umkreis entstandene Fabriken in ein paar Jahren 2000 bis 4000 Katholiken. Dort in stundenweitem Umkreis 300 Schulkinder, die ohne Seelsorger des religiösen Unterrichts entbehren. In wie vielen Fällen dient ein gemieteter Tanzsaal Sonntags oder alle vierzehn Tage als Ort der gottesdienstlichen Versammlungen und als Raum für die hl. Messe. Hier ist, wenn nicht auf Jahrzehnte hinaus, auf den Bau einer Kirche verzichtet werden, und das religiöse Leben unsäglichen Schaden erleiden soll, der Erwerb eines Grundstückes augenblicklich notwendig, und doch ist kein Pfennig Geld vorhanden, oder von den armen Katholiken nur weniges aufzubringen, dort ist eine Gemeinde zufrieden, wenn man ihr nur zu einer ganz bescheidenen Notkirche verhilft.

So hat jeder der Bittsteller seine eigenen großen Sorgen, jedes neu verlesene Gesuch läßt einen Blick tun in die vielfache Not und in den wegen Mangel an Kirchen und Seelsorgern überaus großen Rückgang katholischen Lebens in solchen Gemeinden der Diaspora. Wie sollten da doch unsere Katholiken mit ihren Unterstützungen bei der Hand sein!

Es gehört ja gewiß ein feines Empfinden dazu, dem Sinne für Wohltätigkeit die Richtung nach dieser Seite zu geben. Werden durch elementare Ereignisse, wie Feuersbrünste, Erdbeben, große Ueberschwemmungen arge Verheerungen angerichtet und darüber durch Telegraph oder lange Artikel in allen Zeitungen erschreckliche Schilderungen gegeben, so wird dadurch der Phantasie sogleich ein zum Mitleid bewegendes Bild dieser Not geboten, die geistige Not der Diasporakatholiken aber wird nur von demjenigen tiefer empfunden, dem entweder selbst das religiöse Leben ein wertvolles Gut, eine Freude und ein Trost ist, oder der an seiner eigenen Seele den Hunger nach religiöser Belehrung und katholischem Gottesdienste empfunden hat, weil er selbst in der Diaspora gelebt.

Wir haben früher, als wir das Rheinische Sonntagsblatt noch redigierten, immer und immer wieder die Unterstützung des Bonifatiusvereins den Lesern dringend empfohlen, und noch heute freut es uns, daß wir fast in jeder Nummer ein größeres oder kleineres Geschenk für denselben verzeichnen und im Laufe von 23 Jahren mehrere hunderttausend Mark sammeln konnten, zu denen arm und reich in gleich schöner Weise beigetragen. Aber als wir in dieser Sitzung uns noch einmal so recht überzeugten, wie groß die Not und die Bedürfnisse in den Diasporagemeinden sind, die oft wie verlassene Inseln daliegen, nur vom Wellenschlag des religiösen Lebens und Tuns Andersgläubiger oder den stillen Wassern totaler religiöser Gleichgültigkeit umgeben, da entschlossen wir uns, doch auch noch einmal einen Appell an einen größeren Leserkreis zu richten, sich doch der Zwecke des Bonifatiusvereins oft zu erinnern und für dieselben in die Tasche zu greifen.

Gerade die Unterstützung des Bonifatiusvereins hat etwas so Feines, Edles und Schönes an sich. In unserer materiellen Zeit verfällt man allerdings viel mehr auf die materielle Bitte: „Sprich, daß diese Steine Brot werden," aber man sollte doch auch an die Worte des göttlichen Heilandes denken: „Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt." Wir wollen in einem zweiten Artikel einige Mittel angeben, wie man den Bonifatiusverein unterstützen kann.

Ordnung

betreffend die Erhebung von Lustbarkeitssteuern im Bezirke der Gemeinde Büttgen.

Auf Grund der Beschlüsse des Gemeinderates von Büttgen vom 5. August und 17. Oktober 1912 wird hierdurch in Gemäßheit der §§ 15, 18 und 82 des Kommunalabgabengesetzes vom 14. Juli 1893 unter Aufhebung der Lustbarkeitssteuerordnung vom 18. Juli 1899 nachstehende Ordnung, betreffend die Erhebung von Lustbarkeitssteuern im Bezirke der Gemeinde Büttgen erlassen:

§ 1.

1. Für die im Bezirke der Gemeinde Büttgen stattfindenden öffentlichen und Vereinslustbarkeiten sind nachstehende Steuern zu entrichten:
1. Für die Veranstaltung einer öffentlichen Tanzbelustigung:
   a) wenn dieselbe längstens bis 12 Uhr abends dauert . . . . . 6 ℳ
   b) wenn dieselbe bis 2 Uhr nachts dauert 12 ℳ
   c) wenn dieselbe über 2 Uhr nachts hinaus dauert . . . . . 30 ℳ
   d) wenn dieselbe von Masken besucht wird, erhöhen sich die Sätze zu a, b und c um 10 ℳ
2. Für die Tanzlustbarkeiten geschlossener Vereine und Gesellschaften gelten die gleichen Sätze. Sofern diese Tanzlustbarkeiten nicht bei Gelegenheit der ortsüblichen Kirmes oder an einem seitens der zuständigen Behörden nicht allgemein freigegebenen Tage stattfinden, erhöhen sich diese Sätze zu a auf . . . . . 10 ℳ
   zu b auf . . . . . 25 ℳ
   zu c auf . . . . . 40 ℳ
3. Sofern der Verein oder die Gesellschaft innerhalb des Kalenderjahres bereits eine Tanzlustbarkeit an einem nicht allgemein freigegebenen Tage veranstaltet hat, — die an den Kirmestagen stattfindenden Tanzlustbarkeiten werden hierbei nicht berücksichtigt — betragen die Steuersätze
   zu a 25 ℳ
   zu b 60 ℳ
   zu c 80 ℳ
4. Für die sogen. Mittelkränzchen eines Tanzkursus werden . . . . . 6 ℳ
   und für den Schlußball eines Tanzkursus 10 ℳ Steuer erhoben.
5. Gelegenheitstänze, die nach dem Spiel eines Orchestrions, Musikautomaten oder Phonographen, der nach dem Klavier oder einem sonstigen Musikinstrument ohne Erhebung von Tanz- oder Eintrittsgeld ausgeführt werden und nicht über 2 Stunden und nicht über 10 Uhr abends hinaus dauern, sind steuerfrei. Ebenso sind steuerfrei die Uebungsstunden der Tanzkurse, sofern sie nur von Teilnehmern des Kursus besucht werden.
6. Für die bei Erlaß dieser Ordnung hier bestehenden Gesangvereine, sowie für den Turnverein, gelten für eine außerhalb der Kirmestage an einem nicht freigegebenen Tage stattfindende Tanzlustbarkeit im Jahre nur die Sätze des Absatzes 1 mit 6 bezw. 12 und 30 ℳ. Für den Turnverein fällt diese Vergünstigung fort, wenn nicht regelmäßige Turnstunden abgehalten werden und er nicht der deutschen Turnerschaft angehört und Welturnen veranstaltet oder sich an solche beteiligt, bei denen um Geld- oder sonstige Wertpreise gekämpft wird. Für die Gesangvereine kommt die Vergünstigung in Wegfall, wenn nicht regelmäßige Gesangstunden stattfinden.
7. Der Gemeinderat kann auch anderen und neu entstehenden Vereinen auf Antrag die Vergünstigung des Absatzes 6 zuerkennen, wenn für diese Vereine gleiche bezw. ähnliche Voraussetzungen gegeben sind.
2. Für Veranstaltung eines Vokal- oder Instrumentalkonzertes oder einer Theatervorstellung, für Gesangs- und deklamatorische Vorträge, jedoch mit Ausnahme der sogen. Tingel-Tangel:
   a) wenn die Lustbarkeit bis 12 Uhr nachts dauert . . . . . 3 ℳ
   b) wenn die Lustbarkeit über 12 Uhr nachts hinaus dauert . . . . . 6 ℳ
3. Für Gesangs- oder deklamatorische Vorträge bezw. Komikervorträge mit und ohne Musikbegleitung, wenn sie den Charakter sog. Tingel-Tangel tragen:
   a) wenn nur Herren (oder ein Herr) die Vorträge halten, bis 12 Uhr nachts . . . . . 10 ℳ
      über 12 Uhr nachts hinaus . . . . . 20 ℳ
   b) wenn Damen (oder nur eine Dame) bei den Vorträgen mitwirken, bis 12 Uhr n. 20 ℳ
      über 12 Uhr nachts hinaus . . . . . 40 ℳ
4. Für gewerbsmäßige Vorträge auf einem Klavier oder einem anderen nicht mechanischen Musikinstrumente, mit Ausnahme der gegen Geldeinwurf spielenden Automaten, in Gast- und Schenkwirtschaften, sonstigen öffentlichen Vergnügungslokalen, Buden oder Zelten (ohne Tanz)
   a) bis 12 Uhr nachts . . . . . 3 ℳ
   b) über 12 Uhr nachts hinaus . . . . . 6 ℳ
5. Für die Veranstaltung einer Karnevalssitzung ohne Tanz . . . . . 3 ℳ
6. Für den automatischen Betrieb
   a) eines Grammophons, Phonographen, Klaviers oder eines sonstigen durch mechanische Kraft in Bewegung gesetzten Musik- oder ähnlich. Werkes (ohne Tanz) jährl. 6—20 ℳ
   b) eines Orchestrions (ohne Tanz) jährlich 20—50 ℳ
7. Für das Halten und den Betrieb von Schießund sonstiger der Ergötzung und Unterhaltung dienenden Automaten und Apparaten, mit Ausnahme der unter Nr. 6 bezeichneten Automaten, sofern sie für den öffentlichen Betrieb freigegeben sind, jährlich . . 6 ℳ
8. Für die Veranstaltung eines öffentlichen Preiskegelns, Preisschießens, Preisbillardspiels, Preiskartenspiels oder eines anderen öffentlichen Preiskampfes, — Gesangwettstreite sind ausgenommen — und zwar bei Verteilung von Preisen oder Prämien
   a) im Gesamtwerte bis zu 50 ℳ . . . . 3 ℳ
   b) im Gesamtwerte von mehr als 50—100 ℳ 6 ℳ
   c) im Gesamtwerte von mehr als 100—200 ℳ 10 ℳ
   d) im Gesamtwerte von über 200 ℳ . . . 20 ℳ

Wenn die Preiskegeln etc. fortgesetzt werden, wird die in vorstehendem Absatze festgesetzte Steuer bei Veranstaltungen an Sonn- und Feiertagen
für den 2. Spieltag um . . . . . 10 ℳ
für den 3. Spieltag um . . . . . 20 ℳ
für den 4. Spieltag um . . . . . 30 ℳ
und so fort für jeden ferneren Tag um . 10 ℳ gesteigert.

Wird das Spiel auch an Werktagen fortgesetzt, dann erhöhen sich die Sätze zu a, b, c und d für jeden Werktag noch besonders um . . . 10 ℳ

9. Für Preisturnen um Geld oder Wertgegenstände, wenn zu den Veranstaltungen ein Eintrittsgeld erhoben wird . . . . . 6—15 ℳ
10. Für die Veranstaltung eines Preis- oder Wettrauchens . . . . . 50 ℳ
11. Für Veranstaltungen einer Kunstreitervorstellung geringeren Umfanges
   a) wenn bei derselben ein Eintrittsgeld bis höchstens 50 ₰ erhoben wird oder die Höhe des Eintrittsgeldes in das Belieben des Zuschauers gestellt oder durch Tellersammlungen aufgebracht wird 3 ℳ
   b) wenn bei derselben für einen der zur Verfügung gestellten Plätze ein Eintrittsgeld von mehr als 50 ₰ erhoben wird . . . . . 6 ℳ
   Bei größeren Veranstaltungen dieser Art erhöht sich die Steuer zu b auf . . . . . 15 ℳ
12. Für die Veranstaltungen eines Wettrennens, Wettfahrens, Wettlaufens, Rad- oder Motorrennens, für das Aufsteigen von Luftballons, Lenkballons und Flugmaschinen, soweit es sich dabei um eine Lustbarkeit im Sinne des § 15 des Kommunalabgabengesetzes handelt und ein Eintrittsgeld erhoben wird . 10—50 ℳ
13. Für den Betrieb eines Karussels, ausschließlich der in den Gärten der Wirte oder auf Spiel- und Sportplätzen zur unentgeltlichen Benutzung für das Publikum aufgestellten, wenn dieselben bewegt werden
   a) durch Menschenhand . . . . . 3 ℳ
   b) durch Pferdekraft . . . . . 6 ℳ
   c) durch Dampf- oder sonstige mech. Kraft . 15 ℳ
14. Für das Halten einer Schaukel (ausschließlich der in den Gärten der Wirte oder auf Spiel- und Sportplätzen zur unentgeltlichen Benutzung für das Publikum aufgestellten)
   a) einer einfachen Schaukel . . . . . 5 ℳ
   b) einer sogen. russischen oder mit mechanischer Kraft betriebenen Schaukel . . . . 10—15 ℳ
15. Für das Halten einer Rutsch-, Berg-, Tal- oder Drahtseilbahn ausschließl. der in den Gärten der Wirte oder auf Spiel- und Sportplätzen zur unentgeltlichen Benutzung für das Publikum aufgestellten . . 10 ℳ
16. Für das Halten einer Schießbude . . . 10 ℳ
17. Für das Halten eines Hippodroms . . 5 ℳ
18. Für den Betrieb einer Würfel- oder Spielbude eines Glücksrades oder ähnlicher Glücksspiele . 15 ℳ
19. Für die Benutzung von Drehbrettern — mit Ausnahme der in Kuchenbuden zur Ausspielung von Kuchen aufgestellten — und die Veranstaltung von Ball-, Ring- und Plattenwerfen . . . . . 10 ℳ
20. Für das Halten eines Schlag- oder Krafthammers oder einer Elektrisiermaschine . . . . . 2 ℳ
21. Für öffentliche Aufzüge mit Musik . 3 ℳ
22. Für das Vorzeigen von Panoramen, Panoptikums, Wachsfigurenkabinetts, Museums, Kinematographen, Menagerien, für Vorstellungen von Marionetten und Affentheatern, Gymnastikern, Equilibristen, Ballet- und Seiltänzern, Taschenspielern, Zauberkünstlern, Bauchrednern, Hypnotiseuren, Gedankenlesern, Kraftmenschen und anderen Darstellern, ferner für das Zurschaustellen fremder Menschenrassen, abgerichteter und nicht abgerichteter Tiere, von abnormen Menschen, z. B. von Zwergen, Riesendamen usw., auch wenn letztere zur Bedienung der Gäste verwendet werden 3—20 ℳ
23. Für die Veranstaltung von Feuerwerk und sonstige Veranstaltungen und öffentliche Belustigungen der vorher nicht gedachten Art, je nach dem Umfange derselben . . . . . 2—30 ℳ

§ 2.

Wenn bei den einzelnen Sätzen im § 1 nichts anderes bemerkt ist, stellt der angesetzte Betrag die Steuer für den Tag dar.

Werden von den Lustbarkeiten mehrere zu einem Feste vereinigt, so ist von jeder einzelnen Lustbarkeit die festgesetzte Abgabe zu entrichten.

In den im § 1 Ziffer 1, 2, 3 und 4 gedachten Fällen schließt die höhere Steuer die niedere in sich.

In den im § 1 Ziffer 6, 9, 12, 14, 22 und 23 gedachten Fällen erfolgt die Festsetzung der Steuer von Fall zu Fall durch den Bürgermeister.

Durch den Gemeinderat kann auf Antrag der Beteiligten an Stelle der Tagessteuer eine Jahressteuer festgesetzt werden.

§ 3.

Jede steuerpflichtige Veranstaltung muß spätestens 48 Stunden vorher auf dem Bürgermeisteramte angemeldet werden. Zur Anmeldung verpflichtet ist sowohl der Veranstalter wie der Lokalinhaber.

Die Steuer ist 24 Stunden vor Beginn der Lustbarkeit bei der Gemeindekasse zu zahlen. Die darüber empfangene Bescheinigung ist dem kontrollierenden Beamten auf Verlangen vorzuzeigen.

Für nicht vorhergesehene Lustbarkeiten muß die Steuer am nächsten Werktage nach vorheriger Anmeldung auf dem Bürgermeisteramte entrichtet werden.

Die Jahressteuer, welche für das Steuerjahr — 1. April bis 31 März — berechnet wird, ist in halbjährlichen Teilbeträgen im Voraus, spätestens bis zum 15. April und 15. Oktober eines jeden Jahres zu entrichten; sie kann aber auch in einer Summe für das ganze Jahr im Voraus gezahlt werden.

Soweit es sich um eine Jahressteuer handelt, ist für die im Laufe eines Halbjahres begonnenen Lustbarkeiten die volle Steuer für das betreffende Halbjahr zu entrichten.

Wer den Betrieb im Laufe eines Halbjahres eingestellt, hat für dieses keinen Anspruch auf Erstattung der Steuer.

Für die Zahlung haftet derjenige, der die Lustbarkeit veranstaltet und, sofern ein geschlossener Raum für die Veranstaltung der Lustbarkeit hergegeben wird, der Besitzer oder Inhaber (Pächter) desselben und zwar dieser mit dem Veranstalter auf das Ganze. Im Voraus gezahlte Steuerbeträge werden zurückerstattet, wenn die Veranstaltung nachweislich nicht stattgefunden hat und hiervon spätestens am zweiten Werktage Anzeige erstattet worden ist.

§ 4.

Die öffentlichen Lustbarkeiten im Sinne dieser Ordnung werden diejenigen gleichgestellt, welche von geschlossenen Vereinen oder Gesellschaften oder von solchen Vereinen (Gesellschaften) veranstaltet werden, die zu diesem Berufe gebildet sind.

Als Lustbarkeiten im Sinne dieser Ordnung gelten diejenigen nicht, bei welchen ein höheres wissenschaftliches oder Kunstinteresse obwaltet, letztere jedoch nur, falls auf Seiten des Unternehmers die Absicht der Gewinnerzielung nicht besteht oder falls ein von der Königlichen Regierung anerkannter Kunstschein vorliegt. Ebenso gelten als öffentliche Lustbarkeiten nicht die von den Arbeitgebern ihren Arbeitern und Angestellten gegebenen Festlichkeiten, sowie die regelmäßige Uebung von Gesangvereinen, Musikgesellschaften und Vereinigungen in nicht öffentlichen Räumen.

§ 5.

Befreit von der Steuer sind:
a) Veranstaltungen zur Feier des Geburtstages des Kaisers oder eines sonstigen allgemein gefeierten nationalen Gedenktages, wenn sie innerhalb einer Woche vor oder nach dem Geburtstage oder Gedenktage stattfinden und nach der Ueberzeugung des Bürgermeisters den Charakter einer patriotischen Feier tragen.
   Außerdem kann die Steuer ganz oder teilweise vom Bürgermeister erlassen werden, wenn die Lustbarkeit in offenbar gemeinnütziger Absicht veranstaltet oder auf Erzielung eines zu wohltätigen Zwecken bestimmten Reinertrages gerichtet ist;
b) die aus kirchlicher Veranlassung stattfindenden Veranstaltungen;
c) die Veranstaltung der Schützenvereine und der Saalbesitzer am Kirmessonntag und -Montag und am Abend vor der Kirmes für die an den übrigen Kirmestagen seitens der beim Erlaß dieser Ordnung hier bestehenden Schützenvereine veranstalteten Tanzlustbarkeiten werden die Sätze des § 1 Absatz 1 (6 bezw. 12 bezw. 30 ℳ) erhoben;
d) die Aufzüge der Kriegervereine und der Feuerwehr, sofern dieselben vor 11 Uhr abends endigen; einschließlich bei Gelegenheit eines einmaligen Stiftungsfestes im Jahre;
e) die Veranstaltungen der freiwilligen Feuerwehr.

Der Bürgermeister kann sodann die Steuer erlassen für solche Veranstaltungen, welche von dem Orts- oder Kreisausschuß für Jugendpflege zur Förderung der Jugendpflege im Sinne des Ministerialerlasses vom 18. Januar 1911 veranlaßt werden.

§ 6.

Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen dieser Ordnung unterliegen neben der Verpflichtung zur Nachzahlung der Steuer einer Strafe von 3 bis 30 ℳ.

§ 7.

Die nach dieser Steuerordnung zu zahlenden Steuern und Strafen unterliegen, sofern sie nicht innerhalb der durch diese Ordnung festgesetzten Frist gezahlt werden, der Beitreibung im Verwaltungszwangsverfahren.

§ 8.

Unberührt bleiben die im Bezirke der Gemeinde Büttgen erlassenen, die Veranstaltungen von öffentlichen Lustbarkeiten betreffenden polizeilichen Vorschriften.

§ 9.

Vorstehende Ordnung tritt mit dem Tage der Veröffentlichung in Kraft.

Büttgen, den 19. Oktober 1912.

Der Bürgermeister:
gez. **Grootens.**

Genehmigt.

Neuß, den 31. Oktober 1912.

Der Kreisausschuß des Kreises Neuß.
gez. **Dr. v. Brandt.**

Vorstehende Lustbarkeitssteuerordnung wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht mit dem Bemerken, daß der Herr Regierungspräsident die vorgeschriebene Genehmigung dazu unterm 28. März 1913 erteilt hat.

Büttgen, den 10. April 1913.

Der Bürgermeister:
gez. **Grootens.**

Haus-Verkauf
zu Grimlinghausen.

Am Dienstag, den 15. dss. Mts., nachmittags 3 Uhr,

lassen die Kinder und Erben der zu Grimlinghausen verlebten **Eheleute Wilhelm Schneider** im Wirtslokale des Herrn **Joh. Frings** zu **Grimlinghausen**

das zu Grimlinghausen Nr. 65 gelegene Haus mit kleinem Garten,

öffentlich meistbietend durch den Unterzeichneten versteigern.

Zwecks ev. Befreiung vom Reichsstempel vollen Ansteigerer Steuerzettel 2c. vorlegen.

Neuß, Kanalstr. 4. Telefon 157. **Otto Schmitz**, Notar.

Ein Kunststück

ist es keineswegs,
bei knappem
Wirtschaftsgelde,
dem gestrengen Eheherrn
jederzeit eine Tasse
feinsten Edelkaffees
vorzusetzen.
Nehmen Sie ruhig billigen
Bohnenkaffee,
aber setzen Sie unbedingt
Weber's Carlsbader
:: Kaffee-Gewürz ::
zu. Dank seiner gehaltvollen
Rohstoffe
macht es
jeden Kaffee
pikant
und würzig.



Otto E. Weber
Radebeul - Dresden

Tapeten!

in **grösster, erstklassiger** Auswahl zu bekannt **reellen** und **billigsten** Preisen.

Frz. Oidtmann Wwe.
(Inh. Phil. Oidtmann)
Münsterstr. 13 u. 15 — Neuss gegr. 1862 — Telefon 272.

Zinkkasten,

Regenrohrsand- u. Fettfänge, Geschränke, Einlaufroste, Schachtabdeckungen, Revisionsrohre sowie alle vorkommenden Artikel zu Entwässerungsanlagen liefert zu äußerst billigen Preisen

Albert Gustorf, Neuß, Tel. 103.
Baumaterialien-, Baugeräte- u. Eisenwarenhdlg.

Nehme Fohlen auf die Weide.
Der Preis beträgt 25 Mark, für die ganze Saison 130 Mark.
Keller, Zons.

Suche
6000 Mark
an erster Stelle auf gut gelegenes Bauterrain. Offerten unter T 260 an die Exped. d. Ztg.

In der Nähe Norf ein
Haus
mit Stallung, Scheune u. Garten billig z. verm. Offerte unter **H. M. Düsseldorf**, Düsselthalerstr. 42. I.

Ladenlokal mit oder ohne Wohnung zu verm. **Edmund Schmitz**, Marienstr. 18.

3—4 Zimmer
-Wohnung abgeschlossen, sofort zu vermieten **Schillerstraße 27.**

2 schöne geräumige Zimmer Schwannstr. 15, einschließlich Heizung, an einz. Person zu vermieten. Näh. daselbst.

Lagerarbeiter
der auch mit Pferden umzugeben versteht, für dauernde Beschäftigung, sofort gesucht.
Wilh. Lönne, Wevelingboven, Destillerie und Colonialwaren en gros.

Pianos

Flügel, Harmoniums, beste Fabrikate, billige Preise. Grösstes Entgegenkommen. Hohen Kassa-Rabatt. Mietanrechnung. Eintausch vorhand. Instrumente.
Stimmen. Reparieren. Transportieren.
Mauelshagen,
Neuss Büchel 24. Tel. 1127

Braves katholisches
Mädchen
für Küche und alle Hausarbeit sofort gesucht.
Frau Heinr. Keusen, D'dorf-Wersten, Kölnerlandstraße 190. Tel. 2204, Amt Düsseldorf.

Suche zum 1. Mai oder später für Küche u. Hausarbeit ein properes kath.
Mädchen
welches selbständig kochen kann. **Frau Joh. Wirtz,** Oberstraße 73—75.

Düsseldorfer Stadttheater.

Montag, 14. April, abends 7½ Uhr: **Die schöne Helena.**
Dienstag, 15. April, abends 7½ Uhr: **Ariadne auf Naxos.**
Mittwoch, 16. April, abends 7 Uhr: **Tristan und Isolde.**
Donnerstag, 17. April, abends 7½ Uhr: **Die Wildente.**
Freitag, 18. April, abends 7½ Uhr: **Der Ruhreigen.**
Samstag, 19. April, abends 7 Uhr: **Don Carlos.**
Sonntag, 20. April, vormittags 11 Uhr: **Matinee.**
nachmittags 2½ Uhr: **Im weißen Rößel.**
abends 7 Uhr: **Der Walzertraum.**

Patent-Anwalt
Dipl.Ing. **M. Zoch** Tel. 5598
Düsseldorf Bismarckstr. 82

Damen-
Jackenkleider und Mäntelstoffe echt engl. u. reinwollene Stoffe pr. Mtr. 3—4,50 M. Ladenpreis viel höher.
Quirinusstr. 3 ptr.

Mach. Sie ein. Versuch. Sie bleib. dauernd. Kunde. Schneeweiß. **Nasswäsche** tadell. **Stärkew.** Gardwasch und span. wie neu **Pariser Neuwäscherei** Capitelstraße 56.

Eckendorfer u. Lanker, beste sortenreine Saaten, per Pfd. 60 Pfg., **Org.-Prov.-Luz.,** p. Ctr. 75 M. **M. Schläger, Belmen.**

Drusushof!
Guter bürgerlicher
Mittagstisch
von 80 Pfg. an.